

ADAM LUDWIG VON DOSS.  
EIN LEBENSBIKD  
NACH FAMILIENAUFZEICHNUNGEN UND  
BRIEFEN VERFASST VON SEINER WITWE.

Herausgegeben von  
LUDWIG SCHEMANN (Freiburg i. B.).

Im Jahre 1893 erschienen bei Brockhaus in Leipzig meine „Schopenhauer-Briefe“, welche unter anderem zum ersten Male den vollständigen Briefwechsel Schopenhauers mit seinem Lieblingsjünger Adam von Doss zur Kenntnis der Öffentlichkeit brachten. Dieser machte damals auf alle Schopenhauer wahrhaft Nahestehenden den tiefsten Eindruck, und es dürfte heute unbestritten feststehen, daß er ebenso den menschlich schönsten wie der mit Becker den wissenschaftlich wertvollsten unter den Briefwechseln des großen Weisen bedeutet. Das warm sympathische Echo, das die Gestalt Dossens erst im eigenen Inneren und sodann in weiteren Kreisen erweckt hatte, gab mir damals den Plan einer ausführlichen Biographie des Mannes ein, in welcher alles, was sich irgend von ihm und über ihn auftreiben ließe, streng wissenschaftlich verarbeitet, zusammengebracht werden sollte. Lebensschicksale und -aufgaben mancherlei Art haben es zur Ausführung dieses Planes nicht kommen lassen, und schon glaubte ich, einen einstigen Lieblingswunsch endgültig begraben zu müssen, als unlängst die Aufforderung des Schriftleiters des Schopenhauer-Jahrbuches, Doss in diesem letzteren zu behandeln, mir die Möglichkeit eröffnete, ihn wenigstens teilweise zu verwirklichen, indem ich zunächst das mir seinerzeit von Frau Anna von Doss als Familienchronik mitgeteilte Lebensbild veröffentlichte, das dann mit dem vorerwähnten Briefwechsel 1849—1860 (Seite 227—326 meines Buches) sich vortrefflich ergänzen und zum Ganzen runden würde. Wenn das Glück günstig wäre, könnte dann in einem späteren Bande des Jahrbuches noch eine kürzere Nachtragspublikation erfolgen, in welcher das noch liegegebliebene Briefmaterial und vor allem auch einige Aphorismen aus dem Dosschen Nachlaß zur Verwertung kämen.

Irgendwelche Bedenken, diese Blätter in die Öffentlichkeit hinauszugeben, bestehen nach meiner Ansicht nicht. Wenn die Verfasserin seinerzeit solche in dem Sinne äußerte, daß sie ja ursprünglich nur für einen privaten Kreis niedergeschrieben seien, so entsprangen sie allzu offenkundig einer sehr unangebrachten Bescheidenheit, als daß ein gewissenhafter Jünger Schopenhauers und Freund Dossens ihnen hätte Rechnung tragen dürfen. Und so wird man es, hoffe ich, mir danken, daß ich die Auffassung, jener engere Kreis sei möglichst zu erweitern, energisch vertreten, und so am Ende die Erlaubnis der Veröffentlichung durchgesetzt habe. Jedenfalls übernehme ich für diese mit Freuden die

volle Verantwortung. Am allerwenigsten würde ich einen etwaigen Einwand, als sei das Thema Doß heute veraltet, gelten lassen können. „Veraltet“ wäre aus dieser Sphäre höchstens eine Figur wie die Leopold Schefers, um den sich heute niemand mehr kümmert, ja von dem im Grunde niemand mehr etwas weiß. Doß selbst würde ein breites, buntes Publikum, wie das des großen Marktes, sich nie gewonnen haben. Ein intimeres kleineres aber bleibt ihm für immer gewiß, wenn es auch vielleicht fort und fort sich neu zusammensetzen mag. Mustergestalten können nie veralten, zumal wenn sie in so lebensvoller Weise ins Licht gesetzt werden, wie es hier geschehen. Vielleicht bedarf nur das eines kurzen Wortes der Aufhellung, inwiefern uns Doß auch in heutiger Zeit als ein Muster gelten kann, einer Zeit, die uns, in ihrem erbarmungslos ehernen Tritt, mit ihren Schrecknissen ohne Ende, wieder und wieder nur das „Werde hart“ ins Ohr zu hämmern scheint, vor der ein so zartes seelisches Gebilde wie dieser Mann, wie mancher meinen könnte, wie Glas zerstoben wäre. Zugegeben aber auch, daß uns gemeinhin Aktivhelden, Männer von Stahl und Eisen, als Vorbilder mehr nottun, so bleibt es darum doch um so gewisser, daß einer Generation, die es in der gegen die unserer Vorfäter gänzlich verwandelten Welt täglich und stündlich erkennen muß, wie es unter der Herrschaft der Masse dem Edlen immer mehr erschwert wird, sich durchzuringen, daß einer solchen Generation eine jede Edelblüte des Geistes und Herzens, wie wir sie in Doß vor uns sehen, als ein wahres Labsal, eine Wohltat seltener Art erscheinen muß. Nehmen wir hinzu, daß uns dies Bild von derselben Hand dargeboten wird, welche einst vor dem Altar in die seine gelegt, ihm des Lebens Sorgen und Nöte nach Kräften ferngehalten oder gelindert, des Lebens Freuden sinnvoll zubereitet, welche, nachdem sie oft seine Stirn geglättet, sie auch im letzten Leiden gekühlt und ihm die Augen zgedrückt hat, so wird die tiefe Dankbarkeit und Pietät, die wir dieser über den Tod hinaus Getreuen schulden, den Eindruck der Weihe noch verstärken, die sie über jenes Bild ausgegossen hat. Kann es — um nur eines von vielem herauszugreifen — Tieferneres zugleich und Fesselnderes geben, als die Schilderung des Bruderpaares, das, mit gleich heißer Inbrunst dem Ewigen zustrebend, doch den Durst nach Wahrheit auf so unermesslich verschiedenen Wegen zu befriedigen trachtet, der eine, da er unbesehen nichts glauben kann, in nicht selten martervollem Ringen und Forschen, der andere im beseligenden Wahne eines Glaubens um jeden Preis? Ist zumal Ergreifenderes denkbar, als die gegenseitigen Warnungs- und Rettungsversuche der Brüder, das eine Mal, da der jüngere im Leben, das andere Mal, da der ältere im Tode der Welt sich abwenden will?

Noch schuldet wohl der Herausgeber ein Wort der Rechenschaft darüber, wie er seinen Text gestaltet hat. Daraus, daß dieser ursprünglich nur der Familie und den Freunden zgedacht war, ergab sich eine Fassung, die hie und da einen leichter hingeworfenen Ausdruck mit sich führte, wie wir ihn in mündlicher Rede wohl anwenden, wie er aber um

eines doch wünschenswerten einheitlichen Gesamteindruckes willen dem Gebrauche der Schriftsprache anzupassen war. Außerdem habe ich, sonst durchaus ein Gegner der so geist- und pietätlosen, weit über das berechnete Ziel hinausschießenden Verdeutschungswut vieler unserer Landsleute, doch eine Anzahl Fremdwörter, namentlich moderne, durch deutsche Wendungen ersetzt, weil sie uns, in unserem Bestreben, unser Fühlen und Denken nach Möglichkeit aus den eigenen Beständen zum Ausdruck zu bringen, störend berühren müßten. Gekürzt habe ich, aus äußeren (Raum-) wie aus Gründen innerer Einheitlichkeit, wohl manches, mir es aber im allgemeinen doch zum Grundsatz gemacht, diese so originelle Darstellungsweise, diesen herzerfreuend frischen Fluß der Rede möglichst so, wie er sich dem Inneren der Schreiberin entrang, auch auf den Leser wirken zu lassen. Insbesondere habe ich auch Einzelnes, das vielleicht etwas frauenhaft anmuten könnte, doch nicht anzutasten gewagt. Wer möchte sich nicht heute mit uns an der Gestalt einer so kernigdeutschen, großgesinnten, geistig hochstehenden und dabei urweiblichen Frau erfreuen, die in diesen Blättern sich selbst ganz ebenso wie ihrem Gatten ein unvergängliches Denkmal errichtet hat?

Die Handschrift unseres Lebensbildes endet mit dem Frühjahr 1849, also just mit dem Zeitpunkt, da der Schopenhauer-Doßsche Briefwechsel einsetzt. Auf diesen, als auf die naturgegebene, wahrhaft organische Fortsetzung jener Darstellung, seien daher deren Leser vor allem hingewiesen. Es wird ihnen nicht entgangen sein, daß die seelischen Entwicklungen, welche wir dort vor sich gehen sehen, auf das Finden und Begegnen mit Schopenhauer als auf einen Höhepunkt hinzuweisen und hinzuleiten scheinen. Nachdem dieser Höhepunkt erklommen, dem in qualvoll vergeblichem Suchen hin und her Geworfenen endlich von seinem vorbestimmten Meister die lösende Antwort auf seine letzten Fragen zuteil geworden, sehen wir nun in Doßens Briefen die Überfülle der Begeisterung sich ausströmen. Wir erleben es mit, wie er geistig wächst im Umgang mit dem verehrten Lehrer, dem er zugleich mit immer rückhaltloserem Vertrauen die geheimsten Falten der Seele bloßlegt, den innersten Gehalt seines menschlichen Erlebens erschließt.

Mit dem Tode Schopenhauers erfolgt abermals ein jäher Einschnitt, tritt eine Leere ein, die wir diesmal nicht durch dem Früheren Entsprechendes auszufüllen vermögen. Und doch lag es dem Herausgeber ob, dem Ganzen einen Abschluß zu geben, und dafür hatte er nicht nur den Lebensinhalt der letzten Periode, sondern nachholend auch den der vorhergehenden (seit 1849) nach deren konkreter Seite zusammenzufassen. Es schien mir im Geiste der Aufgabe, soweit es irgend anging, mich dabei alles Eigenen zu enthalten und vielmehr an die unmittelbaren Quellen anzulehnen. Unschätzbar sind mir dafür die reichlichen brieflichen Mitteilungen der Witwe Doßens geworden, die ich nach Möglichkeit im Wortlaut anführe. Nächst ihr aber habe ich noch eines anderen Gewährsmannes dankbar zu gedenken, Felix D a h n s, der mir seinerzeit auf meine Bitte über seinen Umgang mit Doß in wertvollen Aufzeich-

nungen Bericht erstattete. Er sprach zugleich den Wunsch aus, daß seine Freundin, Frau von Doß, über die Druckfassung dieser Aufzeichnungen bestimmen möge, und nach deren Wünschen und Winken habe ich diese dann gestaltet.

Möge denn so dies Lebensbild hinausgehen und den Einblick in ein Jüngerverhältnis vervollständigen, das in alter und neuer Zeit nicht allzu viele Seitenstücke finden dürfte.<sup>1</sup>

Freiburg i. B., 31. Oktober 1926.

L. Schemann.

Der von Carl VI. unterm 22. Juni 1740 der Familie Doß erteilte Adelsbrief zählt drei Brüder mit Namen auf:

- x I. Georg Thomas Leonhard Dos, Churfürstl. Bayrischer Rath u. Landschaffts-Cassier,
- II. Johann Jakob Bernhard Dos, Churbayrischer Rath,
- III. Georg Joseph Anton Dos, Churbayrischer Hof-Camer-Rath u. respective in noch andern Churfürstl. Officiis stehend,

und belehrt uns zugleich darüber, daß deren Voreltern „von uralten Zeiten her in Pommern in gutem Ansehen gestanden und nachhero durch die füngewesten schwedischen Kriegsläufften in die Oberpfalz versetzt worden“ seien.

Näheres über die drei Brüder ist nicht bekannt, ja es ist nicht einmal sicher ermittelt, von welchem derselben Adam von Doß abstammte.<sup>2</sup> Erst die Gestalt seines Vaters, Johann Nepomuk von Doß, tritt aus dem Dunkel hervor. Er ist geboren zu Neumarkt, 17. August 1764, und starb zu München, 11. Juni 1838.

Er war Landrichter zu Pfarrkirchen in Niederbayern, im Rott-Tale, in dem gesegneten Landstriche, den man die Kornkammer Bayerns nennt. Hoch auf einem Hügel, der weit auslugte über einen herrlichen Garten voll Blumen

<sup>1</sup> Es darf hier wohl darauf hingewiesen werden, daß schon im X. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft (S. 57 ff.) sich ein Gedenkwort von Hans Taub zu Doßens 100. Geburtstage findet, das in pietätvoller Zusammenfassung dieses unser Lebensbild gleichsam vorausnimmt.

<sup>2</sup> Daß einer von ihnen unter den Opfern des Erdbebens von Lissabon gewesen sei, erzählt Doß selbst in einem Briefe an Leopold Schefer vom 24. Juli 1848.

- x 1) Georg Thomas Leonhard
- ↓ 2) Georg Albert Aloys
- ↓ 3) Johann Nepomuk Joseph

und Früchte, über wogende Saatfelder und blühende Gefilde, lag das schöne Landgerichtsgebäude. „Bauernkönige“ nannte man die Landrichter in ihrer damals sehr freien amtlichen Stellung, und oft hat Doß erzählt, wie sie auch förmlich Hof gehalten hätten in dem alten Schloß. Von allem hatten sie die Fülle. Gäste fehlten selten im Hause, und besonders der Herbst war eine glückliche Zeit. Die Jagd, weit und breit, gehörte dem Landrichter. Alle Gutsnachbarn rings umher wurden freundlich geladen zu Waidwerk und Jagdtafel.

Das kam aber erst später. Denn zuerst, da Doßens Vater noch jünger war, lebte er zwar innerlich beglückt mit einer geliebten Gattin, aber die Ehe blieb kinderlos, die Frau kränkelte fortwährend, und das Leben der beiden verlief stille, bis der Tod sie auseinanderriß.

Aber der alternde Mann wollte noch nicht vom Glücke Abschied nehmen. Er fühlte Kraft und Mut, sich ein neues Leben aufzubauen und warb kühnlich um die schönste unter den jungen Gutsnachbarinnen und Freundinnen seiner hingeschiedenen Frau. Es war Josephine, Gräfin Joner, geboren 2. März 1800, also um 36 Jahre jünger. Daß die Werbung sie wie ein Blitzstrahl getroffen, hat diese selbst erzählt. Ein einfaches elterliches Gebot, begründet auf die hohe Ehrenhaftigkeit des Mannes, der ihr seine Hand bot, gab jedoch schnellen Ausschlag.

Trotzdem war die Ehe — sie hat kein Hehl daraus gemacht — keine glückliche, wenn auch nicht eben eine unglückliche.

Am 15. Februar 1820 kam der erste Knabe zur Welt, Adam Ludwig nach seinem Paten, einem Freiherrn von Aretin, genannt.

Zwei Jahre später kam wieder einer, der Karl hieß und frühzeitig an Scharlach starb.

Drei Jahre später, 1825, ward der letzte Sohn, Adolph, geboren.

Doß hat, solange er lebte, von seiner Heimat eine liebende und kindlich entzückte Erinnerung behalten. Zeitig machte sich bei ihm der stille, maßvolle Charakter des

Vaters bemerkbar, und weil er war wie dieser, war er der Mutter minder lieb als die lauten, lebhaften Brüder, die Kinder ihrer Art. Mit den beiden konnte sie spielen wie selbst noch ein Kind, während der Älteste, auf den Knien des Vaters sitzend, schweigend zusah oder von den hohen Fenstern des Kinderzimmers hinausschaute in die sinkende Sonne, bis ihm die Augen übergingen. Er war der ausgesprochene Liebling des Vaters und mußte ihn begleiten, wohin es nur anging. Mit einer kleinen Büchse bewaffnet, ging er mit in den Wald, selbst noch so klein, daß der Vater bequem über sein Köpfchen hinwegschießen konnte. Aber auch Sonntags durfte er mitfahren, wenn Besuch auf den umliegenden Schlössern gemacht wurde, und am liebsten war es dem Knaben dann, wenn es hieß: nach Thurnstein, wo die schöne, schlanke Schloßherrin, Freifrau von Aretin, es dem achtjährigen Knabenherzen angetan hatte.

Daß die Mutter ihm die Brüder sichtlich vorzog, machte ihn nicht bitter; nur sehr unglücklich konnte er sich manchmal darüber fühlen. Namentlich, wenn er dem Sonnenuntergange zugeschaut hatte, wie er so gerne tat, fand man ihn oft in Tränen. Niemals jedoch nannte er den wahren Grund seines Schmerzes. Dann schalt ihn die Mutter tüchtig und nannte ihn einen kleinen, überspannten Narren, der nicht wisse, was er wolle. Der Vater schüttelte den Kopf; aber er streichelte und liebte ihn. Nie gab er ihm ein hartes Wort, nie irgendeine Züchtigung. —

Ein einziges Mal gab ihm die Mutter einen Schlag; er hat es nie vergessen. Es geschah um ein zerbrochenes Fenster. Er war nicht der Schuldige und sagte das der Mutter. Sie glaubte ihm aber nicht und versetzte ihm den Schlag. Da war ihm, so hat er oft erzählt, als ob etwas in ihm zerbrochen sei. Er fühlte sich sterbensunglücklich und beschimpft bis in die Unendlichkeit. Er schlich in die tiefste Schattenlaube des großen Gartens, wo nur alte Blumentöpfe standen und Spinnen ihre Schleier woben, weil niemand hinkam, und dort verbarg er sich in der hintersten Ecke. Umsonst hörte er sich nachmittags, hörte er sich zur Abendmahlzeit rufen, er blieb in seinem Ver-

stecke. Als es finster wurde und der Mond aufging, kroch er hervor und schlich zum Springbrunnen. Lange kauerte er dort im feuchten Laubwerk und überlegte, ob es nicht das Beste wäre, sich lautlos in die Flut hinabgleiten zu lassen, um die unaussprechliche und unerträgliche Schmach jenes Streiches für immer auszutilgen. Der Wille sagte ja, die Kinderkraft verneinte. So stritten Lebensbejahung und -verneinung zum ersten Male in dem jungen Herzen. Ihn schauerte und fror: der süße Instinkt des Lebens trug den Sieg davon. Leise schlüpfte er zurück ins Haus, die Treppe hinauf, in sein Zimmer und Bett. Als später die Mutter kam, stellte er sich schlafend: zu ihr aufschauen hätte er den Tag um alles nicht mehr gekonnt, denn langsam, sehr langsam lösten sich in ihm die Disharmonien seiner einmal verstörten Geister.

Eine alte Schwester des Vaters war Mit-Hausbewohnerin und zugleich die erste Lehrmeisterin der Kinder. Und zwar lehrte sie die Knaben nicht bloß deutsch lesen und schreiben, sondern sogar französisch parlieren. Es soll gut gegangen sein, zur Freude der Eltern. Außerdem mußten Lehrer und Pfarrer den Ältesten vorbereiten zu seinem Eintritt ins Benediktinerstift nach München, in das Holländische Institut.

Es war anno 1830. Die Trennung von Eltern und Bruder, von dem geliebten Heimathaus und Garten, war der erste große und dauernde Schmerz, der in das junge Leben einbrach. Wochenlang vor dem Abschied war das Kopfkissen schon allnächtlich feucht von Tränen, und ein Ereignis, welches das ganze Haus in Aufregung und Sorge versetzte — ein Diebstahl an der Aussteuer für das Institut —, brachte dem Jungen Jubel und Glückseligkeit ins Herz, weil es die leidige Abreise nach München wieder um einige Zeit hinausschob.

Als nun die Aussteuer wieder fertig und zum Einpacken hergerichtet war, kamen keine gütigen Diebe mehr, sie abzuholen, wie sehr auch der Knabe solches wünschte. Die Reise ward bitterer Ernst. Die Mutter brachte ihn nach München.

Als sich die schwere Haustüre in der Karmeliterstraße hinter ihm geschlossen hatte und er zum ersten Male allein stand unter hundert Buben und fünfundzwanzig Priestern, da wußte er, daß er die Sehnsucht nach seinem Heimat-Paradiese nie los, daß er hier nie heimisch werden würde. Wie Zucht und Strafe, wie Verbannung und Gefängnis erschien ihm alles.

Er lernte vortrefflich, war aber in steter Angst, seine Leistungen genügten nicht. Seine Aufführung war tadellos; dennoch sah er beständig das Damokles-Schwert aller möglichen Strafen über seinem Haupte schweben. Schon daß andere viel gescholten und, wie ihm schien, oft ungerecht und hart behandelt wurden, machte ihn unglücklich. Er schrieb es nach Hause, was ihn drückte und schmerzte. Der zensierte Brief erhielt von des Direktors Hand den Zusatz: „Ihr Sohn ist brav und fleißig; ich habe keine andere Klage über ihn, als nur diese: er sieht alles durch den Schleier überspannter Gefühle.“ —

Der einzige Trost, der ihm damals nie versagte, war die Religion.

Die obligate Morgenstunde in der Schulkirche, den meisten ein Greuel, war ihm die liebste Zeit des Tages. Und selten brachte er seine abendliche Erholungsstunde anderswo zu als im Dämmerlicht der Hauskapelle, was den Zöglingen wohl erlaubt, aber nicht geboten war. Er fand wenig Gesellschaft dort. Auch ging er abends nicht hin, um zu beten, nur um ungestört nach Hause denken zu können. Er schloß die Augen und vertiefte sich derart in seine Heimat-Träumereien, daß er zum Nachtmahl oft förmlich geweckt und immer geholt werden mußte. Manches Spottwort hörte er deshalb von den Kameraden; aber nichts machte ihn irre.

Im ersten Winter hatte er eine schwere Krankheit zu bestehen, die ihn mehrere Wochen ins Krankenzimmer bannte. Bald verlor er die Besinnung, und als er aus seinen Fieberphantasien eines Morgens wieder zu sich kam, saß die Mutter an seinem Bette. Nun war ihm die Krankheit zur Wonne geworden. Fast ungerne hörte er, wie der Arzt

sein tägliches: „Besser, viel besser!“ aussprach. Ehe er aber noch aufstehen durfte, wartete er eines Vormittags vergeblich auf der Mutter Besuch. Die Krankenwärterin trat an sein Lager und legte ihm ein schönes Buch und einen Brief auf das Bett. Es war der Mutter Abschiedsgruß; sie war abgereist. Der Arzt hatte ihre Anwesenheit nicht mehr für nötig erachtet, das mündliche Lebewohl aber verboten.

Des Sohnes Schmerz war grenzenlos; er fieberte aufs neue. Als er endlich, wieder genesen, ins Freie gehen durfte, war es Frühling geworden. Trotz redlichen Bemühens konnte er für jetzt die versäumte Lernzeit nicht mehr einholen; um so mehr aber hat er später alles wieder beigebracht.

Als er zur Ferienzeit heimkam, fand er die gute alte Tante nicht mehr. Sie schlief auf dem Gartelberge, neben der ersten Gattin seines Vaters. Sonst war noch alles schön und herrlich wie ehedem. Nur in einem hatte er selbst sich verändert: daß der Trieb zur Erkenntnis geweckt war, so daß ihm nun Lust und Liebe zum Studium über alles gingen. Nicht mehr fand er täglich Zeit, der sinkenden Sonne bis zum Verlöschen nachzustarren, nicht mehr saß er jetzt mehr träumerisch und stille, den Spielen anderer Kinder lauschend — er spielte auch jetzt nicht mit —, aber er las, las und las unaufhörlich, und konnte nicht begreifen, daß nicht alle Menschen um ihn taten wie er!

Eine neue Welt war ihm aufgegangen: was war dagegen die alte?! — Auch eine Theatervorstellung, ein Ritterstück, von einer fahrenden Truppe gespielt, sah er damals zum ersten Male, und schlaflos traf ihn der nächste Morgen auf seinem zerwühlten Lager, so unbeschreiblich hatte ihn die Glorie jener Bühnenhistoria an- und aufgeregt! Und doch spielte ein Bursche die Liebesdame, das holde Edelfräulein, das entführt, gefangen und gerettet wurde; und trotz dessen abscheulichen Aussehens und noch abscheulicherer Stimme, die bald im Baß, bald im Diskant ihre Liebesschwüre und Klagen abschnurrte, riß ihn doch

das gewaltige Ganze mit sich fort. Er hatte stets die Empfindung, als geschähe all' dies Wunderbare und Entsetzliche der schönen Herrin von Thurnstein, als müsse er ebenso für sie eintreten und sie schützen, wie der junge Ritter da droben.

Von jetzt an wurde viel deklamiert und gespielt, aber immer nur in der Stille des Kämmerleins, ohne Zuhörerschaft; und zahllose Schau- und Trauerspiele wurden entworfen und vernichtet.

Traurig genug war auch diesmal wieder der Abschied, aber der strömenden Tränen schämte sich der Knabe, er bezwang den Schmerz. Häßlich, wie je, dünkte ihm die finstere Karmeliterstraße, und eng die Klostermauer, dahinter die Priester wohnten, die ihm nicht wie echte Diener Gottes erscheinen wollten, wie er sich solche dachte, nach dem edlen, hohen Bilde des Erlösers, sondern recht wie armselige Menschen — kleinlich, ungerecht, voll blinder Leidenschaften. Selbst das war ihm unmittelbar nach der Rückkehr aus dem Elternhause immer schmerzlich fühlbar: daß der alte Diener, die Köchin, die Hausmagd dort kaum angerührt hätten, was den Jungens hier als Sonntagsdiner serviert wurde — aber eines war eben doch nur hier zu holen, eine Freude über alle anderen Freuden: das rechte Lernen! Nicht bloß auf Gebet und Erinnerung in Kirche und Kapelle, sondern auch auf viele Lehrstunden freute sich jetzt der Knabe. Das klang doch alles breiter und voller, als der Lehrer und Pfarrer im Rott-Tale es ihm hätten vortragen können. Mit ganzer Seele war er bei seinen Studien und mit solchem Erfolge, daß er in den nächsten Ferien dem froh erstaunten Vater acht Preise, prächtig gebundene Bücher, mit heimbringen konnte.

So ging es fort, jahrelang.

Doß gedieh körperlich und geistig. Wohl wurde es ihm hinter den engen Klostermauern zwar nie — seine allererste Empfindung hatte vollständig recht behalten —, aber er fügte sich und lebte seiner Pflicht. Die eigenartige Religiosität seiner Kinderjahre verschwand mehr und mehr, und ihm dämmerte bald das Bewußtsein, daß des echten

Menschen Kräfte und Ziele nicht in irgendwelchen fertigen Glaubenstraditionen, sondern in eigenem Streben und Ringen beschlossen seien.

Alljährlich kam er zur Ferienzeit nach Hause. Was ihn aber dort sehr zu betrüben anfang, war die Wahrnehmung, daß seines Vaters siebzig Jahre diesen nach und nach schwer bedrückten. Der alte Herr war oft recht leidend; hatte Anfälle von Leberaffektion und Melancholie und sehnte sich nach Ruhe und Geschäftslosigkeit. So ward dem Sohn Ostern 1834 der schriftliche Auftrag, sich mit Bewilligung seines Superiors nach einer Wohnung in München umzuschauen, die nach der Pensionierung des Vaters seine Eltern daselbst im Spätherbste beziehen wollten.

Fürwahr ein gewichtiger und seltsamer Auftrag für einen Knaben von vierzehn Jahren, der denn nun mit Erlaubnis seines Superiors, in Begleitung eines Instructors, in der Stadt umherwanderte, Wohnungen besichtigend, und sich endlich nach gewissenhafter Überlegung und seinem jugendlichen besten Ermessen für eine: Ludwigsstraße Nr. 12, entschied.

Die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des einzelnen ließ den kleinen Vierzehnjährigen mit dieser Wohnungssuche ein Wunder, das Wunder seiner eigenen Zukunft erleben. In dem gleichen Hause, ein Stockwerk höher, wohnte die Familie des Forstrats und Geheimsekretärs im Ministerium der Finanzen Wepfer, mit welcher die Doßsche alsbald innig und für immer befreundet werden sollte. Und nicht lange waren diese unten eingezogen, als sich oben ein weibliches Wesen eben anschickte, geboren zu werden, das einstmals in hohem Glücke und in unendlichem Leid dem jungen Adam Ludwig bewähren sollte: es sei für ihn geboren worden. —

---

In München gab es vielerlei alte und neue Verbindungen, am ergiebigsten aber wurde gar bald die mit den neuen Hausgenossen. Frau Forsträtin Wepfer fand großes Gefallen an der munteren, allezeit heiteren Frau, und nicht

minder an dem feinen, alten Herrn mit den ritterlichen Sitten. Und diesen hinwiederum freute es, wenn jene seine schöne Uniform und gute Haltung bewunderte, wenn er als Kammerjunker zu Hofe ging, und er rechnete es ihr hoch an, daß sie teilnehmend zuhörte, wenn er von seinem körperlichen Unbehagen erzählte. Seine eigene Frau wollte davon nichts hören, behandelte ihn als *malade imaginaire* und ging nicht auf seine Klagen ein.

Der neunjährige Junge Adolph war ein Ausbund von Lebhaftigkeit und mangelnder Zucht. Der Vater war schuldlos hierin; es war der Mutter Werk. Sie liebte ihn über alles, er konnte tun und lassen, was ihm gefiel. An Talenten fehlte es ihm nicht; über das Lernen gab es niemals eine Klage. Aber niemand im Hause blieb verschont von seinen mutwilligen Streichen. Der Vater schüttelte den Kopf; der Junge lachte ihn aus, die Mutter nahm seine Partei. So ging es Tag für Tag: ein wahrer Kobold schien der Junge! — Eines nur gab es, was ihn zur Ruhe bringen und oft lange beschäftigen konnte, ein Spiel vor allen anderen war ihm lieb: Messe lesen, Predigt halten, Beichte hören. Sein Vorsatz, ein Diener der Kirche zu werden, stand fest. Freilich glaubte man ihm nicht, und jeder lachte dem mutwilligen Schlingel bei seinen oft wiederholten Beteuerungen dieses Vorsatzes ins Gesicht. Dann konnte er wütend werden ob solchen Unglaubens. —

Der ältere Sohn, des Vaters Liebling und Freude, kam regelmäßig Sonntagsmittags nach Hause. Längst war er den Hausfreunden vorgestellt, aber man sah ihn nie lange. Er mischte sich selten in ein Gespräch und hielt sich meist, lesend und arbeitend, in einem der Nebenzimmer auf. Auch war er stets ernst und träumerisch und machte den Eindruck eines geistig begabten, über seine Jahre hinaus gereiften Jünglings. Alles, was er tat, trug den Stempel edlen Maßes und schöner Form; so wie ihm auch von Jugend auf jene feine, schonungsvolle Ausdrucksweise eigen war, die niemand verletzt und die sich nur bei großherzigen Naturen findet.

Im Frühling 1835 zogen Herr und Frau von Doß auf

ein Gut, das sie in der Nähe von Landshut besaßen. Es hieß Mirschkofen. Sie hatten es vor einigen Jahren gekauft, aber noch wenig genossen, solange der alte Herr im Amte war. Nun gedachten sie es für ihren ständigen Sommer- und Herbstaufenthalt herzurichten.

Auch mit den beiden Knaben sollte eine Veränderung geschehen: man wollte im Herbst Adolph als Pensionär ins Seminar schicken und Adam ins Elternhaus zurückkehren lassen, damit er von hier aus die Klassen besuche.

Der Vater hatte es freilich anders mit seinem Erstgeborenen vorgehabt, und es gab schwere Kämpfe, ehe des Sohnes Wille durchdrang. Dem Vater wäre es nämlich bei dem vorzüglichen Studiengange des Jünglings und den sonstigen erforderlichen Verhältnissen ein Leichtes gewesen, für ihn die Aufnahme in die Kgl. Pagerie zu erreichen. Abgesehen davon, daß die dort erzogenen jungen Leute in ihrer Karriere stets bevorzugt, ja eigentlich schon geborgen waren von dem Moment ihres Eintritts in das Kgl. Stift, — hätte es der Vater gar zu gerne gehabt, daß dem Sohne zugleich mit der Lust an ritterlichen Übungen auch die Lust zum Hofdienst erwachsen wäre. Gern hätte er es erlebt, seinen hübschen, schlanken, dunkeläugigen Jungen in der silberbetreßten Galauniform der Edelknaben vor sich zu sehen.

Aber umsonst! Die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, soweit diese in einer Existenz, die leider doch nach Brot gehen muß, gewahrt werden können, überragte alle sonstigen Empfindungen in dem jungen Herzen. Es hatte ihn oft genug heimlich empört, wenn er den greisen Vater zu einem Hoffest sich schmücken sah, um als „Fürstendiener“, wie ihm schien, unwürdige Dienste zu leisten. Und nun sollte er selbst stundenlang hinter dem Stuhl einer langweiligen Dame stehen oder Schüsseln tragen, oder müßige Wache halten, und sei's an einem Königs-throne? Nimmermehr! Er war ein freier Mensch, der in edlem und schönem Menschentume das Höchste sah, wonach des Mannes Seele streben möge; er wollte nicht mit seiner eigenen Person jenen dienen, die sich besseres dünken und

doch nach viel Geringerem trachten, und möchten es auch Fürsten sein! Im tiefsten Herzen verhaßt war ihm alles, was nach Lüge aussah, und Lüge wäre ihm alles gewesen, was mit dem silbergestickten Pagenkleide im Zusammenhang gestanden hätte. Lieber im Bauernkittel stecken, aber frei sein an Leib und Seele!

Der Vater blickte ihn verwundert an: hier zum ersten Male verstand er seinen Knaben nicht. „Es würde die Zeit noch kommen, da es ihn bitter reuen möge“, meinte er. Doch gab er nach, und der beglückte Sohn trat, statt in die Pagerie, im Herbst 1835 ins liebe Elternhaus zurück.

Adolph fand sich schnell und leicht in seinen neuen Institutsverhältnissen zurecht. Ihm war alles recht hinter jenen selben Mauern. Und kam er Sonntags nach Hause, so saß er auch jetzt nicht, wie sein Bruder, still lesend im Nebenzimmer, sondern nach wie vor wurde der Altar zurechtgerückt und die kirchlichen Zeremonien nahmen ihren alten Verlauf. Nur, daß nun noch geistliche Musik hinzukam, teils gesungen, teils gespielt. Denn frühe zeigte sich schon bei ihm eine hohe Begabung für die Kunst der Töne, und er machte unglaublich rasche Fortschritte auf diesem Gebiet. Auch Adam war nicht ohne Talent und besonders nicht ohne Gefühl für die Musik. Er spielte die Harfe und begleitete die hohe Messe in ihrer Studienkirche manchen Sonntag auf diesem Instrument.

Freilich war ihm doch stets alles Nebensache im Vergleich zu der großen Hauptsache, die lebenslang sein ganzes Sinnen und Denken erfüllt hat: die Frage über Ursprung, Bedeutung und Ende der Welt und ihrer vielgestaltigen Erscheinungen. Noch war er zwar gläubig; aber immerhin begannen sich schon mächtige Zweifel zu regen. Und einer der mächtigsten war von Anfang an: wie das Elend der Menschheit mit der Allbarmherzigkeit Gottes in Einklang zu bringen sei? Die Lösung desselben im Sinne positiven Glaubens ist ihm nie geworden. — Manches Gespräch hatte er hierüber mit dem Vater, der teilnahmsvoll auf die metaphysischen Schmerzen des Sohnes einging. Denn nicht leicht und unmerklich, wie bei den meisten, begann bei diesem

die Fessel enger Dogmatik zu springen, nein, es war ein schmerzlicher Prozeß in dem tiefen Gemüte des Jünglings, der Zwiespalt und Kampf einziehen fühlte, wo früher reine Harmonie gewaltet hatte. Oft noch hob er, in alter Gewohnheit, suchend und sehnend den Blick zum Himmel empor, aber keine Engel stiegen mehr zu ihm nieder, seine Seele mit der Persönlichkeit eines allgütigen Gottes zu vereinigen.

Mit Trauer und Mißmut sah die Mutter auf die beginnende Geistesrichtung ihres älteren Sohnes. Sie hatte keine Ahnung, wie sich diese Wandlung, fast gegen seinen eigenen Willen, naturnotwendig in ihm vollzog. Sie bestürmte und beschwor ihn, sie betete und fastete für ihn. Sie warnte ihn vor dem Vater, vertraute ihm an, daß derselbe ein Atheist und Freimaurer sei, der in heimlichen Verbindungen zu gottlosen Schriftstellern und Gelehrten stehe. Der Sohn lächelte: er wußte das besser. Der Vater hatte einen klaren Kopf und die Gabe schöner Duldung: an eine alleinseligmachende Kirche glaubte er nicht. Aber er war kein Atheist, kein Spötter, der den Sohn leichtfertig vorwärts trieb auf dem betretenen Wege. Suchte er doch selbst noch seinen Gott hinter den Wolken, ging zur Messe und Beichte, und alle sahen es ja täglich, wie er sein Hauskääpchen fromm vom weißen Haupte nahm, wenn die Glocken von Sankt Ludwig hell zum Gebet anschlugen. Aber das half nichts: die Mutter blieb bei ihrer Meinung, und ihr Herz grämte sich tief um den ungläubigen Sohn.

Im Jahre 1838 zog ins Doßsche Haus — das seit dem Vorjahre nicht mehr in der Ludwigsstraße lag — Trauer ein: der alte Herr starb am 11. Juni am Schlagfluß.

Er hatte sich Tages vorher noch ganz wohl gefühlt und war, da es Sonntag gewesen, in die Kirche gegangen. Ein berühmter freisinniger Prediger, Professor Eberhard, hatte gepredigt. Herr von Doß kam befriedigt zurück, trat ins Zimmer seiner Frau, in welchem eben auch die Söhne anwesend waren, und sprach von der Predigt. Er lobte die schöne, menschliche Gesinnung, die aus den Worten des Priesters geklungen, im Vergleiche zu den starren Prinzipien

so manchen anderen Dieners der Kirche. Seine Frau und Adolph widersprachen, und etwas verstimmt zog sich der alte Herr auf sein Zimmer zurück. Das schmerzte den Lieblingssohn. Nachdem derselbe eine Zeitlang an seiner Schulaufgabe, einer Übersetzung des Ovid, gearbeitet, nahm er sein Heft und ging damit zum Vater. Aber, o Entsetzen — er fand ihn, schweratmend, mit halbgeschlossenen Augen auf dem Boden liegend, ein Papier krampfhaft in der Hand haltend, ein Stück seiner Gutsrechnungen, an welchen er eben gearbeitet, als das Ende aller Dinge ihn ereilte.

Der Schmerz des Sohnes war groß. Ärztliche Hilfe, rasch bei der Hand, blieb fruchtlos. Noch 24 Stunden schweren Kampfes, ohne Wiederkehr der Besinnung, und es war vorbei.

18 Jahre erst der eine, 13 Jahre der andere Sohn, und schon des Vaters beraubt! Im Vollgeföhle ihres Verlustes und ihrer Verwaistheit schritt der ältere hinter dem Sarge. Leichterem Sinnes fügten sich der jüngere und die Mutter in das, was Gottes Weisheit und Barmherzigkeit über sie verhängt.

Vormünder über die beiden Söhne wurden die Freiherrn Pfetten und Aretin, letzterer Adams Pate.

Das hinterlassene Vermögen bestand meist in Ländereien. Außer dem schon erwähnten Gute, Mirschkofen bei Landshut, waren noch zwei kleinere Güter da, beide verpachtet. Da keiner der Söhne Landwirt werden wollte, beschlossen die Vormünder die Liegenschaften zu veräußern. Es geschah. Mirschkofen ging in den Besitz eines Grafen Deroy über, dem es heute noch gehört und der anno 1848 durch Ablösung der Grundrenten sein Vermögen verdoppelt hat. Für die Zukunft der Söhne ergab sich indessen, als alles geordnet war, eine gar mäßige Summe, die überdies noch mit einem Jahres-Wittum für die Mutter testamentarisch belastet war. So hieß es denn, so rasch wie möglich sich ein Brotstudium erwählen, und Adam stand ohnehin vor diesem wichtigsten Entschlusse.

Nach dem Tode des Vaters schlossen sich Mutter und Sohn, der ältere, enger aneinander, zumal seit die be-

ginnende Kränklichkeit der ersteren den letzteren gegen ihre religiöse Unduldsamkeit milder stimmte. Ja, er konnte sie bisweilen beneiden um jenen seligen Frieden, den nur der unbedingte Glaube gibt. Er fühlte den seinigen mehr und mehr entweichen.

Später kam noch ein Hausgenosse zu den beiden. Ein entfernter Verwandter, ein Studiosus der Theologie, wurde von der Mutter aufgenommen. Welch eine Quelle frommen Genusses für diese, da ihr nun vergönnt war, tiefer in das Wesen eines Wissens einzudringen, das ihr lieb war vor jeglichem andern Wissen der Welt. Manche Tages- und wohl alle Abendstunden wurden nun in religiösen Gesprächen und frommen Übungen hingebacht, die der eifrige Theologe gern leitete. Der gute Sohn wendete gegen die stille Hausgenossenschaft nichts ein, brachte sie doch der Mutter Trost und Zerstreuung und gab ihm selbst mehr Freiheit für die Studien seiner Wahl.

An Bekehrungsversuchen fehlte es freilich nicht: alles versuchte die um sein Seelenheil so schwer besorgte Mutter. Sie bat ihn wiederholt in später Abend- oder Nachtstunde, ihr zu folgen. Sie führte ihn über den Gang an das Zimmer des jungen Theologen, das ein Fenster in der Türe hatte, welches nur ein leichter Vorhang verhüllte. Auf dem Tische brannte das Lämpchen; man sah deutlich hinein. Vor einem Kruzifix, mit erhobenen Händen, lag der Jüngling auf den Knien! Und eine Weihe und Andacht, eine Weltentrücktheit waren über ihn ergossen, daß nicht bloß die Mutter, daß selbst der Sohn mit einer Art Ehrfurcht das lebende Bild betrachtete; denn daß hier Wahrheit und Überzeugungstreue sei, das wußten und glaubten beide. — Wenn Adolph Sonntags aus dem Seminar kam, so wollte er keinen andern Umgang, als den mit dem jungen Theologen. Aber nicht auf den Beruf eines Weltpriesters bereitete dieser sich vor, sondern dereinst der Gesellschaft Jesu anzugehören, war das Ziel seiner Hoffnungen und Wünsche. Er hat es erreicht und hat außerdem das seinige dazu beigetragen, dem berühmten und berüchtigten Orden einen eifrigen Diener und Kämpen mehr zuzuführen.

Als, nach bestandnem Examen, nun für Adam die Berufswahl nahte, kam eine schwere Zeit. Der Vater hatte ihm die eigene Wissenschaft, die Jurisprudenz, ans Herz gelegt — nicht die kleinste Fiber seines Wesens sprach indessen für dieselbe. Medizin und Naturwissenschaft hätten mehr Anziehungskraft für ihn gehabt; lieber noch hätte er die Philologie erwählt; aber tausendmal am liebsten würde er sich der Philosophie in die Arme geworfen haben!

Er beriet sich mit den Vormündern; er überlegte manche Stunde des Tages und der Nacht. Der eine war gegen den Arzt, der andere gegen den Philologen; gegen den Philosophen waren beide. Aber nicht bloß die Vormünder, auch die Freunde stellten dem Jünglinge vor, daß ein Lehrstuhl der Philosophie durchaus nicht das sei, was er sich erträume. Es sei keine freie Wissenschaft, jeder Forschung offen, jeder Kombination zugänglich. Im Gegenteil, es sei eine Katheder-Wissenschaft wie jede andere, nur daß diese in noch engere Grenzen gebannt, in noch steifere Formen gezwängt sei, deren Festhaltung von oben auf das strengste bewacht werde. Es war eben damals finster genug im Bayernlande, unter König Ludwig I. und dem verhaßten Ministerium Abel. Es waren die traurigen Zeiten der Unterdrückung in Presse und jeder menschlich freien Bewegung, die Zeiten, welche das Jahr 1848 heraufbeschworen. Als er solches einsehen mußte, war für den Jüngling alles entschieden. Wie hätte er, dem freie Forschung Lebensbedingung, dem Wahrheit Religion war, wie hätte er Irrtümer, die er längst als solche erkannt, als Resultate sanktionieren und von einem Lehrstuhle herab weiter dozieren sollen? Unmöglich! Ihm blieb nichts übrig, als diesem Lieblingswunsche mit Schmerzen zu entsagen und sich mit Resignation in des hingeschiedenen Vaters Bestimmung zu ergeben: Jurisprudenz zu studieren. —

Es geschah. Wie schwer aber diese inneren Kämpfe gewesen sind, davon hatte niemand eine Ahnung, selbst die Mutter nicht.

Ernst und eifrig gingen die Universitätsjahre hin. Doß trat nie in eine Verbindung. Nur zuweilen, wenn er

es nicht vermeiden konnte, wohnte er einem Kommers bei. Wüstes Zechen, lose Reden, ständige Paukereien waren nicht nach seinem Sinne. Nie hat er selbst ein Duell gehabt, wohl wohnte er solchen ein paarmal bei. Reit-, Fecht- und Tanzstunden nahm er eifrig und gern. Er galt für einen guten Tänzer und wackeren Schläger, hatte große Muskelkraft in den feinen Handgelenken. Auch die ersten größeren Fahrten durch die Welt machte er als Student, in Begleitung eines jungen Freundes, der ein weitbekanntes und erprobtes Genie besaß, mit sehr wenig Geld sehr weite Reisen in Szene zu setzen. Mit ihm zog er 1841 durch Belgien nach Paris, 1842 durch Südtirol, über Venedig, nach Wien.

Was im übrigen Doß an „Freundschaften“ von der Universität davontrug, war, wie bei seiner Eigenart leicht begreiflich, nicht eben von der tiefstgehenden Art. Ein Studiengenosse, Beselmiller, gesellte sich ihm eifersüchtig und fast ausschließlich bei — ein Bund, der um so merkwürdiger ist, als sich die beiden Freunde von Anbeginn an in vielen Dingen als reinste Antipoden erkennen mußten. Schon der Umstand, daß sie in grundverschiedenen Lebenssphären geboren und erzogen waren, gab verschiedene Sitten und Anschauungen. Beselmiller, ein Bürgerssohn, war nie über die engen Schranken seiner philiströsen Häuslichkeit hinausgekommen. Ihr Temperament erwies sich als völlig zweierlei: ein Sanguiniker der eine, ein Melancholiker der andere. Selbst in ihrer Neigung zum gemeinsamen Fachstudium bestand der schroffste Gegensatz: fast mit Abneigung studierte der eine, mit Genuß der andere die Rechtswissenschaft. In ewiger Sehnsucht fühlte sich der eine getrieben, dem großen Welträtsel nachzusinnen, ohne Drang und Ehrgeiz nach dem, was das Leben an materiellen Gütern zu bieten vermöchte — der andere stand mitten in der Realität der Welt, ohne andere Gedanken, als mit dem Pfunde zu wuchern, das ihm Mutter Natur verliehen, voll Ehrgeiz, Hoffnungen und Plänen für seine Zukunft. Und so muß man fragen: welches war das starke Band, das ein Menschenalter lang, trotz mannigfacher Kämpfe und Verstimmungen, in guten und bösen Tagen als rechte, echte

Männerfreundschaft ausgehalten hat? Es war der beiden eigene, gleich helle und scharfe Verstand, gänzliche Vorurteilslosigkeit, absolute Wahrheitsliebe, höchste Ehrenhaftigkeit und höchste Treue! Wohl ließ sich's sicher bauen auf solchem Grunde.

Verschiedene andere sogenannte Freundschaften jener Epoche kamen und gingen, wie es das junge Leben mit sich bringt. Aber mit Unrecht tragen Verbindungen dieser Art den Namen Freundschaft. Wo Doß einmal ernstlich solche gefühlt und gelobt hatte, da gab es kein Erkalten und Entfremden mehr, behielt er doch sogar jenen Ferneren Teilnahme und Wohlwollen sein Leben lang.

Aber auch er war bei allen beliebt. Hatten die Freunde eine Klage über ihn, so war es nur diese, daß er sich ihnen zu häufig entzog. Er hatte stets das Bedürfnis innerer Sammlung und brauchte Zeit für seine Privatstudien. Mehrere Jahre lang beschäftigte er sich eifrig mit modernen Sprachen und brachte es bald dahin, die französischen, englischen, italienischen und spanischen Klassiker in der Ursprache zu lesen und würdigen zu können.

Unterdessen hatte auch Adolph seine Seminarzeit zurückgelegt und war zu den Seinigen heimgekehrt, um nach den Ferien die Hochschule zu beziehen. Sein Plan, Priester zu werden, stand fest, zum Entzücken der Mutter, zum Mißfallen des Bruders, der so reiche Kraft gern in andere fruchtbringendere Bahnen gelenkt hätte. Es war vergeblich; vor der Macht felsenfester Überzeugung und glühender Neigung scheiterten alle brüderlichen Einwürfe und Vorstellungen.

Eines Tages kehrte Adolph von einem Spaziergange nicht heim; erst nach Wochen kam ein Brief von ihm aus Brieg, einem Jesuiten-Kloster am Simplon. Dorthin war der Minderjährige, der wohl die Erlaubnis des Vormundes nicht zu erlangen erwartet hatte, geflüchtet. Adam war tief erschüttert. Die Mutter aber schwieg.

Sie schwieg zwanzig Jahre lang. Am 27. März 1863, zwei Tage nach ihrem Tode, schrieb Adolph von Doß, der Superior einer Jesuiten-Niederlassung in Bonn, an seinen

Bruder: „Jetzt, da Du mir längst verziehen hast und da sie todt ist, der ich Schweigen gelobt habe, jetzt sollst Du es auch wissen, daß meine damalige Flucht von der Mutter gewußt und begünstigt worden war. Verzeih' Du mir noch einmal, auch dieses. Du hast es längst selbst einsehen müssen, daß es wirklich Gottes Stimme war, die mich zu höchstem Ziele berief.“

Er hatte recht. Insofern „Gottes Stimme“ gleichbedeutend ist mit dem besten und heiligsten Instinkt einer edlen Menschenseele; insofern „höchstes Ziel“ jene Lebensarbeit bedeutet, auf die man am Ende seiner Tage zurückblicken mag, ohne Vorwurf, ja mit der Befriedigung, seiner Kräfte Bestes gegeben zu haben — insofern hatte er recht. Es war eine andere Welt, in der er seitdem lebte; für diejenigen unter seinen Lieben, welche im metaphysischen Sinne entgegengesetzt geartet waren, eine fremde Welt. Aber Tausenden hat er Trost und Erhebung gebracht; Tausende haben ihn gesegnet. Auch hat er es verstanden, mit wahrer Askese frischen Lebensmut zu verbinden: ein Kopfhänger ist er nie gewesen. Im Gegenteil: Die Lebhaftigkeit seines Naturells im Verein mit seinen glänzenden Geistesgaben machten ihn erst wohl zu dem, als was man ihn später oft preisen hörte: zu einer Zierde und Säule der berühmten Gesellschaft Jesu.

Wir aber dürfen nicht mäkeln noch rütteln an einem Lebensresultate, das auf Ernst und Strenge der Gesinnung, auf höchster subjektiver Wahrhaftigkeit beruht. Denn wahrlich: „Die tausend, tausend Jahre deines Richters sind noch nicht um. Sein Richterstuhl ist nicht der meine.“ —

---

Im selben Jahre, da der jüngere Bruder die Universität beziehen sollte, verließ sie der ältere, nach fünfjährigem Besuch; denn so lange dauerte damals die Studienzeit.

Eine Zeitlang war das Landgericht München, in der Au, die erste Stätte von Doßens Praxis. Aber persönliche Erlebnisse verleiteten ihm bald nachher zeitweilig den Münchener Aufenthalt. Eine dreijährige erste Liebe, welche ihn

als Studenten hoch beglückt hatte, nahm damals ein Ende der Enttäuschung und brachte ihm eine gewichtige Lebenslehre: daß er nicht den Gaukelbildern' lächelnder Anmut und graziöser Koketterie nachzugehen habe, am allerwenigsten in den Ballsaal hinein, wo jene recht eigentlich zu Hause sei. Im rechten Augenblicke noch ging ihm die Größe der Gefahr auf, an der er so hart vorbeigestreift war: sein ernstes, schweres, inhaltvolles Dasein an ein Geschöpf geknüpft zu sehen, das keine Ahnung haben konnte von der Macht und Tiefe seiner Leidenschaft, geschweige von dem ganzen Gemütsgrunde, aus welchem diese Leidenschaft emporstieg.

Nun war er wieder frei, seinen geliebten Studien ganz und gar zu eigen; aber nicht ohne schwere Kämpfe und seelische Leiden war es abgegangen, und so sollte jetzt ein Wechsel der äußeren Szenerie seiner inneren Sammlung zu Hilfe kommen. Darum siedelte er Ostern 1845 nach Passau über, wo ein Schwager seiner Mutter Appellationsgerichtsdirektor war und sich freute, dem Neffen Unterkunft in seinem Hause zu bieten und Praxis an seinem Gerichte anzuweisen. Kurz nachher zog diesem auch seine Mutter dahin nach, weil ihrer zarten Gesundheit das dortige weiche Klima besser behagte, als die windige Hochebene Münchens.

Die zweiundeinhalb in Passau verlebten Jahre waren eine schwere Zeit infolge äußerer Umstände, aber fast mehr noch infolge innerer Vorgänge. Mit einer frisch geschlagenen Wunde war er hingekommen, ein Jüngling an Jahren — als gereifter Mann, älter als seine Jahre, zog er hinweg.

Nicht als wäre jene Epoche bar jeglichen Genusses gewesen. Vor allem war es die schöne Lage der Stadt und ihre reizenden Umgebungen, die mächtigen Zauber auf ihn übten. War er doch ein Freund und Kenner der Natur, der mit rührender Hingabe an ihren Offenbarungen hing. Der Knabe, der einst aus den Fenstern seines Kinderzimmers der sinkenden Sonne nachzustarren pflegte, bis ihm die Augen übergingen, verleugnete sich nicht in dem Manne. In großen Zügen, fern und frei von jeder Kleinlich-

keit, sah er das Leben; aber die Natur liebte er nicht nur im Ganzen, sondern nahm und studierte sie auch in ihren Einzelheiten. Sie blieb ihm eine Quelle reinster Genüsse lebenslang.

Auch hatte er zwischen Inn und Donau bald einen Freund gefunden, einen Freund, mit welchem ihn nicht bloß die Sympathie des Herzens, mit dem ihn noch ein anderes Gefühl innig verband: gemeinsames Schönheitsbedürfnis. Es war just das, was in seinem Bündnis mit Beselmiller am wenigsten zu Ausdruck und Geltung kam. Hermann Schoen, fünf Jahre älter als er selbst, lebhaften Geistes, reger Phantasie, voll Begeisterungsfähigkeit einerseits, anderseits voll Ironie und gesundem Realismus, war der zweite und liebste Freund, den ihm das Leben geschenkt hat. Auch diese Verbindung zerriß nur der Tod.

Schoen praktizierte bei der Grenz-Zollwache. Er hatte flotter gelebt, als seinen Verhältnissen angemessen, bannte alle Sorgen, baute auf sein Glück, ärgerte die Philister, verehrte schöne Frauen — kurz, er lebte aus dem Vollen. Wohl stand dies alles im schroffen Gegensatz zu der ernstesten, fast scheuen Lebensführung des Freundes, aber gegenseitige Zuneigung, die namentlich von seiten Schoens ein schwärmerisches Gepräge trug, überbrückte die Gegensätze und verband die Herzen. Sie ergänzten sich wundervoll. Die Schwermut des einen schwand oft wie Schnee unter Sonnenstrahlen vor der heiteren Leichtlebigkeit des andern, und dieses andern brausender Übermut wurde zuweilen eingedämmt von Maß und Ruhe des ersteren.

Sie waren viel zusammen, spazierten, aßen, badeten und verplauderten die langen Sommerabende in freundlicher Gemeinschaft, ja es kam vor, daß sie der dämmernde Morgen noch vereinigt in des einen oder andern Behausung fand. Schoen las vor, er las vortrefflich. In edler Begeisterung versenkten sich die Freunde in die Romantik *Jean Pauls*cher Schriften. Das Gemütvolle, Sehnsuchts-tiefe, Ahnungsreiche seiner Poesie zog sie magisch an. Das Dunkel mancher Nacht ward ihnen erhellt durch die tausend sprühenden, funkelnden Lichter, welche ihnen, meteorgleich,

aus diesen Blättern entgegenleuchteten. — Auch mit Leopold Schefers Muse wurden sie damals bekannt, und hier war es die hohe pantheistische Weltanschauung, der Herz und Sinn berückende Zauber holdseliger Weiblichkeit, welcher sie hinriß und gefangen nahm. Beide Freunde haben jene geweihten, im Reich der Ideale verträumten Stunden nie vergessen.

Diese Verbindung, im Angesicht der schönen Natur Passaus, ist aber der einzige wirkliche Lichtblick auf dem düstern Gemälde, als welches sein dortiger Aufenthalt in Doßens Erinnerung lebte. Es gab damals viel Familienunheil. Auch die Wunde um Adolphs Verlust schmerzte noch sehr. Schon im ersten Herbst nach seiner Flucht trieb es den Bruder nach Süden, zu ihm! August 1844 klopfte er an die Klosterpforte zu Brieg und wurde von den Patres auf das gastlichste empfangen. Mehrere Tage brachte er in dem schönen Jesuitenkolleg zu, von Adolphs tieferem Glücke sich überzeugend. In dieser Beziehung mochte er beruhigt scheiden; die Sehnsucht nach dem Bruderherzen wurde er nicht so bald los. Als er weiterzog über den Simplon, um in das goldene Land des Lichtes und der Sonne hinabzusteigen, kam Adolph mit. Einen Tag lang wanderten die Brüder zusammen. Aber nicht auf eine Ferien- und Vergnügungsreise, wie Adam, ging Adolph, sondern auf eine Reise, die jeder angehende Diener des Ordens unternehmen mußte, auf die Bettelreise. Ohne einen Sou in der Tasche wurde er aus dem Kloster entlassen. Sechs Wochen sollte er fortbleiben, Richtung und Ziel der Reise waren ihm vorgeschrieben. Brot und Obdach mußte er betteln: ein Probestück des Armutsgelübdes.

So zogen die Brüder gemeinsam den Simplon hinan, dann schieden sich ihre Wege. „Nimm von mir, bettle bei mir“, so flehte beim Abschied, schmerzlich erschüttert, der eine; „Heb' Dich hinweg, schnöder Bruder und Versucher“, erwiderte lachend und lustig der andere.

Wohin Adolph seinen Bettlerstab gesetzt hat, wissen wir nicht. Adam ging an die italienischen Seen, nach Mailand, und über das Wormserjoch zurück nach Hause.

Wenn aber der Menschen Empfinden könnte abgewogen werden auf geistiger Wage, wer weiß, wessen Schalen sich damals gehoben und gesenkt hätten in Frohmuth und Tief-sinn, ob des Weltkindes, ob des Weltentsagenden? Hier war Friede, dort war Kampf.

Und welch ein Kampf!

Die dunklen Stunden jener Zeit heißesten qualvollen Ringens nach Wahrheit und Klarheit werden uns zu unmittelbarstem Nacherleben zurückgerufen in den nachstehenden Auszügen aus Briefen an Beselmiller, dem Doß in jener Zeit sein ganzes Herz erschloß.

Dezember 1844.

„... Nimmer ist es mir möglich, mich rings von den Rätseln des Daseins wie von fragenden Sphinxen umlagert zu sehen und aus diesem Zauberkreis zu treten, um ihnen gleichzeitig den Rücken zu kehren. Nach ihrer Lösung zu ringen, Wahrheit zu suchen, ist mir Lebensaufgabe geworden. Nimmer gefällt sich die Seele in gemächlicher Verpuppung; sie arbeitet und strebt, wenngleich mit Mühe und Schmerz, ein Gehäuse zu durchbrechen, in welches sie sich eingesponnen hatte. Gelingt es ihr auch nicht, als fröhlicher Schmetterling prachtvolle bunte Schwingen im Glanz der Sonne zu entfalten und sich auf Blumen zu wiegen, so gefalle ihr wenigstens der einsame ernste Flug des Falters. Sie wiege sich in der Dämmerung der Gedanken und Empfindungen so lange, bis sie zur Tageshelle einer gänzlich beruhigten, gleichmäßigen Lebensanschauung durchgedrungen ist. Jetzt aber fühlt sie die Schwere des Wortes „menschliches Dasein“ tiefer als je. Dieses Wort ist ihr ein Buch, darin sich Betrachtung an Betrachtung reiht; ein Buch voll der lieblichsten, entzückendsten Stellen, aber auch voll erschütternden tragischen Inhalts.

Menschliches Dasein! Es ist ein Meer. Wir tauchen hinunter und bewundern durch die Kristallhelle des Wassers die Schöpfungen der Tiefe. Trunken ruht das Auge auf nie gesehenen Herrlichkeiten; aber wenn es sich plötzlich im Abgrunde regt, wenn graues Gewürm sich heranwält und nach uns langt, dann fahren wir entsetzt empor, und über den grausigen Gesichtern sind die lieblichen vergessen.

„So jagen sich Stimmungen in ermattendem Wechsel. Ruhe, sichere Ruhe zu finden, ist das glücklichste, aber seltenste Los. Ich habe einen Chor gefunden, im ‚Ödipus auf Kolonos‘ des Sophokles. Er scheint mir, jetzt wenigstens, die Quintessenz, ein bitterer Extrakt aller Lebensphilosophie:

Wer ein längeres Lebensteil

Wünscht, nicht achtend des kürzeren,

Den hält törichter Unverstand  
Ewig gebunden . . .  
Nie geboren zu werden, ist  
Weit das Beste; doch wenn du lebst,  
Ist das Zweite, dich schnell dahin  
Wieder zu wenden, woher du kamst.“

(1202—1220.)

„Philosophie! Glühende, begeisterte, hinreißende, welch' selige Stunden schafft sie uns, welch' verklärende Bilder zaubert sie vor die Seele! In ihrer Trunkenheit ergibt sie sich sogar dem Wahne, es beruhe nur auf ernstlichem Wollen, über die Schmerzen des Lebens zu triumphieren. Und die Zeilen jenes Chores sind doch die Quintessenz!“

„... Es wird von vielen als praktische Lebensweisheit empfohlen, sich nicht mit Forschen über die wichtigsten Lebensfragen abzumatten, sondern unbekümmerten Sinnes alles liegen zu lassen wie es liegt, jeden tieferen Einblick in sich und andere zu vermeiden, mit einem Worte: Jünger Demokrits zu sein. Mir aber ist mit diesem Rate nicht geholfen.

Viele, denen das Lächeln über Größe und Elend der Menschheit nicht gelingen wollte, die aber auch in den endlos wogenden Spekulationen unbegrenzter Philosophie keine Befriedigung fanden, suchten Trost und Lösung der peinlichen Widersprüche des Lebens im positiven Glauben unserer Religion.

Es war eine Zeit, wo auch mein kindliches, unschuldiges Herz durch die Kraft des Glaubens wie durch eine elektrische Kette mit einer höheren Welt in Verbindung stand. Da war keine Wonne und kein Schmerz, die nicht den Funken der Andacht in das Gemüt geleitet und dort zur wohlthätig wärmenden Flamme entfacht hätten. Oft gedenke ich noch mit Wehmut der kleinen Kapelle in der Nähe des Schulhauses. Gemalte Fenster, gedämpftes Licht! Da kniete ich, ehe ich die Schule betrat, und schüttete meine kleinen Sorgen und Anliegen vor dem großen Wesen aus; ich wußte ja gewiß, es höre jedes meiner Worte. Dann ging ich in die Schule, und war die Aufgabe noch so schwer, ich war des Sieges gewiß! Doch was beschwöre ich längst versunkene Tage herauf! Jener seltsame, wunderbare Trost —, wie ein schöner, freundlich blinkender Stern ist er mir längst untergegangen!

Zwar suchte sich der Jüngling noch zuweilen zu täuschen. Er glaubte, was ihm gefiel, behalten, was ihm mißfiel, von sich werfen zu dürfen. Er währte, sich einen eigenen Tempel bauen zu können, ein Haus des Glaubens, auf sicheren Fundamenten ruhend. Törichter Wahn! Es liegt in Trümmern. Der Zweifel hat es unterwühlt, der Sturm der Leidenschaften hat die letzten Reste hinweggefegt!

Nimm das Geständnis, doch es ist ein schmerzliches: daß ich auf den Punkt gekommen bin, daß Geist und Herz alles Rates bar sind.

... Sonderbar! Es sind unser zwei Brüder. Den einen hat die unaufhaltsame Macht des Glaubens fortgetrieben vom heimischen Herde.

von jenen Menschen, die ihm die liebsten waren. Wie die Glut des Südens, in den er sich geflüchtet, ja hundertfältig heißer, die Glut seines Glaubens! — Der andere blieb daheim. Der Schritt des Bruders ergriff ihn seltsam. Es war ihm nicht gleichgültig, ob der geliebte Bruder seine schönen Talente, seine Herzensneigungen, kurz alle Lebensfreuden, die ihm auf sonnenheller Bahn frischer Jugend entgegenwinkten, — ob er dies alles einem bloßen Hirngespinnste und — entsetzlicher Gedanke! — hinterlistigem Pfaffentruge zum Opfer gebracht haben sollte!

Diese ernste Erwägung und Vorgänge in meinem eigenen inneren Leben führten mich dahin, den höchsten und wichtigsten Wahrheiten meine Aufmerksamkeit mit unablässigem Eifer zuzuwenden. Während in den langen Winterabenden Liebesunruhe das Herz bestürmte, brütete der Geist über den letzten Ursachen menschlicher Wonne und Qual. Soll ich dir die Resultate meines Strebens nennen? Neue Zweifel, neue Ungewißheit. Glaube wird gefordert, und der Glaube fehlt!“ —

„Die Gabe der Dichtkunst muß dem Menschen ins Herz gesenkt sein, sollen die Reiser Blüten treiben und süße Früchte tragen. Aber auch die Gabe lebendigen Glaubens wird nicht erdacht und eronnen; dem stolz grübelnden Verstande bleibt sie versagt. Das Herz muß offen und willig sein, soll es den Himmelsstrahl in sich aufnehmen können. Das meinige ist verschlossen und kalt.“

„Wenn ich etwas mit unerschütterlicher Zuversicht und voll Selbstbewußtsein aussprechen kann, so ist es diese Beteuerung: daß ich, solange ich meiner Seelenkräfte mächtig bin, nie finstern und lieblosen Vorurteilen huldigen werde. Mein guter Genius, ich darf es behaupten, hat mich stets vor solchem Irrtum bewahrt; er wird mich fort und fort davor beschützen. Mit flammender Liebe schlägt mein Herz jedem menschlichen entgegen, und sei es das gesunkenste! Denn noch lebe ich der schönen Überzeugung, daß tief im Menschen etwas Unbezwingliches, etwas Göttliches ruht. Und wenn er selbst in die tiefsten Abgründe des Lebens gestürzt sein sollte, es regt sich, es trägt ihn empor, wie auf Adlerschwingen, dem Glanze der Sonne zu, die ihm durch die Nacht jener gähnenden Schlünde entzogen war.

Ewiger Haß der Finsternis! Dem Lichte, dem schönen Lichte der Wahrheit, ihm ist und bleibe mein stetes Streben zugewandt! Wo meinem suchenden Geiste ein Strahl desselben aufblitzt, da sonne sich an ihm der ganze Mensch. Zum blinden Glauben kann ich mich nimmer bequemen; regt er sich aber einmal lebendig im Herzen und erschließt sich ihm der spröde Sinn, — ja, dann sei er eine willkommene Himmelsgabe, deren ich mich nie schämen werde.“

„Ich muß mich rechtfertigen gegen Deine Klage, daß Dir beim letzten Wiedersehen in München mein Betragen etwas fremd und frostig erschienen sei. Es ist eine Eigentümlichkeit meiner Natur, daß mir die unmittelbare Gegenwart eines Menschen, wenn ich ihn auch noch so sehr liebe, die Gabe der Mitteilung in sonderbarer Weise erschwert oder

gar benimmt. Ich scheine kalt; eine Rinde umhüllt mein Herz, die ich nicht zu durchbrechen vermag. Ich erkenne daher sehr wohl das wenig Einladende, ja Abstoßende meines vertrauten Umgangs. Aber die Trennung, die Entfernung ist das wahre Element für mich. Da erwacht eine unbezwingliche Sehnsucht und in ihrem Gefolge der Drang nach Mitteilung. Die Entfernung läßt meinem geistigen Auge die geliebte Person in Verklärung erscheinen, mein Herz schwillt ihr entgegen. Wenn ich je in der Liebe glücklich sein soll, — auf viele Meilen entfernt muß ich mit der Geliebten sprechen!

Ich habe irgendwo den schönen Gedanken gelesen, daß wir Sennhirten sind, jeder auf seiner Alpenspitze, fern vom andern. Aber der Gesang geht zu den Hirten hinüber und herüber und wohnt und spricht von Berg zu Berg, in denselben Herzen auf einmal. So muß meine Alpenspitze recht fern von den andern sein, wo ein geliebter Senne wohnt, dann trifft das Echo meines Gesanges melodisch sein Ohr.“

26. März 1845.

„Daß mir oft sonderbare Gedanken aufsteigen, will ich Dir nicht verhehlen. So ist es denn auch gekommen, daß ich die verschiedenen Berufe einer neuen Musterung unterwarf. Dabei drängte sich die Überzeugung auf, daß bei unausgesetzt fleißigem Betriebe der Rechtswissenschaft und den unerquicklichen Mühen des reinen Geschäftslebens der Mensch gar zu leicht, beinahe unfehlbar vernüchtert und der Gefahr verknöchern der Einseitigkeit schwer entgeht.

War ich früher schon dem Studium der Arzneiwissenschaft, wegen der vielen, interessanten, lebensfrischen Seiten, die sie bietet, nicht abhold, so beneide ich auch jetzt den naturforschenden Arzt um die tiefen Aufschlüsse, die er sich in allen Gebieten seiner Wissenschaft über die eingreifendsten Momente menschlichen Lebens erholen kann. Aber trotzdem fühle ich kein anhaltendes Bedauern mehr, meine Wahl nicht auf das Studium der Naturwissenschaften gelenkt zu haben. Es wurde in den Hintergrund gedrängt durch die äußerste Aufmerksamkeit, die ich nunmehr der Philosophie und Theologie im umfassendsten Sinne zugelenkt. Hier habe ich den wahren Höhepunkt begeisterten Strebens entdeckt.“

„So war ich, infolge innern Bedürfnisses, nicht aus Neugierde, auf ein Gebiet sehr ernster Forschung geraten, und sammelte wahrscheinlich mehr Dornen als Rosen. Und was ist auch peinlicher, als die Menschheit in zwei große Heerlager getrennt zu sehen?

Im einen hat die Kirche ihr weithin wehendes Panier aufgestellt, und in begeistertem Glauben scharen sich stets gewaltige Kämpfer um dasselbe.

Im andern weht das Banner jener, die sich keiner Autorität beugen, sondern unbedingte Freiheit der menschlichen Vernunft glühend verteidigen. Nur eines haben die beiden Parteien gemeinsam: menschliches Elend und menschliche Größe. Über die Ursache dieser beiden,

über Bannung des ersteren und Erlangung der zweiten, herrscht Streit. Die einen sagen: ‚Es ist vergeblich, o Mensch, daß du in dir die Abhilfe deines Elends und Grund zu Glück und Erhebung suchest.‘ Die andern: ‚Einzig in dir, und nirgends sonst kannst du finden, was dir fehlt.‘ Diese erhöhen den Menschen zum fleischgewordenen Gotte; jene setzen das Geschöpf tief unter den Schöpfer, so tief, daß die Notwendigkeit fortwährender Vermittlung gegeben ist. Daher bewegt sich der Gläubige in den Grenzen positiver Offenbarung, als deren alleinige Trägerin ihm die Kirche gilt. Wer sich frei gemacht hat, dem ist menschliche Vernunft die Quelle, aus der er stets neue Offenbarungen schöpft, und er verwirft jede Autorität, die sich nicht fort und fort aus ihr verjüngt. Den Orthodoxen trifft der Vorwurf ungöttlicher Erniedrigung unter eine usurpierte Autorität, den Lichtfreund der des Hochmuts und frevelhafter Selbstvergötterung.

Wo ist Wahrheit?!

Ich habe mich nicht bloß mit den Lehren der einen oder andern Partei, soweit es mir möglich war, vertraut gemacht, sondern ich zog vorurteilslos die Aussprüche edler und geistvoller Vertreter beider Teile in Erwägung. Seltsam! Während ich mich in die tiefsinnigen Schriften eines Pascal, Nicole, Fénelon, Lanvergne, Möhler, Thomas Moore usw. versenkte, war ich überzeugt von den schlagenden und treffenden Wahrheiten, welche diese begeisterten Glaubenshelden vorführten. Betrachtete ich mir aber die ritterlichen Kämpfe des andern Heerlagers, ließ ich die Heroen unserer Literatur an mir vorüberziehen, machte ich mich zumal mit den Resultaten neuester Philosophie bekannt, — hörte ich z. B. Sallets Worte gleich einem Sturmwind einherbrausen —, da fühlte ich das Drängen einer neuen Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt! Neue glänzende Sternbilder stiegen vor meiner Seele auf, und die alten, zu denen ich voll hingebender Sehnsucht emporgeschaut, versanken vor meinem Blick. —

Hier hast Du in kurzen Worten eine Schilderung meiner Tätigkeit seit unserer Trennung. Eine bewegte, keine müßige Zeit ist es gewesen, allein ich lebte nur meiner innern Welt. Nach außen hin habe ich wenig, fast nichts geleistet, ja dem Brotstudium meine besten Kräfte entzogen. So gern ich schon längst wieder eingelenkt hätte, umsonst! Der inneren, großen Bewegung, die mich nun einmal erfaßt und dem Ixion gleich um ihre Achse trieb, konnte ich seitdem nicht Meister werden. Vor solchen Interessen traten mir alle übrigen in den Hintergrund. Mein leibliches Wohlbefinden hat dabei nicht gewonnen. Auch die Eindrücke meiner Liebe verloren nach und nach an Heftigkeit und wurden von mächtigern verdrängt.“

„Freiheit, auf eine Reihe von Jahren, tut mir jetzt vor allem not. Vieles, beinahe alles, ist noch zu erstreben, bis sich der Mensch entwickelt hat; denn keine leichte Sache ist es, wahrhaft Mensch zu werden. Der Impuls ist gegeben; aber die Schule ist ernst. Man betritt sie besser ohne Begleitung, wenigstens der Mann!“ —

August 1845.

„Die Menschheit allein, die zum geistigen Selbstbewußtsein erwachte Natur ist es, deren allmähliches, immer tieferes Erschließen mir Lebensaufgabe geworden ist. Zwar eine große, oft undankbare Aufgabe, ein Riesenwerk, an dem die reichsten Geister seit Jahrtausenden arbeiten und unverdrossen weiterbauen. Doch das soll mich nicht verzweifeln machen. Mir möge es wenigstens gegönnt sein, dem geheimnisvollen Schaffen und Ringen aus bescheidener Ferne zuzuschauen. Vielleicht blüht dem Unverzagten dereinst das Glück, nähertreten und ein Sandkorn, und sei es noch so winzig, zu dem Bau werfen zu können. —

Das Forschen nach den Mysterien unserer Existenz, das Bestreben, uns des letzten Grundes aller Dinge möglichst bewußt zu werden, kurz die Förderung einer versöhnten Einsicht in das Allwalten des Geistes, das ist ein Vorgang, dessen tief wurzelnde und, einmal geweckt, unaufhaltsame Macht stets weiter um sich greift und nicht eher ruht, bis das Opfer ganz erfaßt und von einem Feuer durchglüht ist, dessen Lohe es allmählich verzehrt. Dieser Verbrennungsprozeß gedeiht schlecht und langsam in der Stickluft des vollgedrängten Lebensmarktes. Die Flamme flackert mühselig oder erlischt. In der reinen Atmosphäre der Einsamkeit dagegen brennt sie lebendig empor, Wärme und Glanz verbreitend.

Darum erscheint mir das Glück der Freiheit und Unabhängigkeit beneidenswerter als je. Wäre eine solche Lage auch noch so bescheiden, gewährte sie mir nur diese Möglichkeit, gesondert vom Alltagslärm der Welt den Geist in ungestörter Betrachtung der höchsten Dinge erheben zu dürfen. Darin liegt ein Wink, daß ich es klar erkenne, meinen Beruf absolut verfehlt zu haben. Ich mußte wählen, ehe ich die Wahl verstand. Es gibt Menschen, die langsam zur Erkenntnis reifen; ich zähle mich zu diesen.

Unruhig und ahnungsvoll garte es zwar damals schon in meiner Brust, und mit Bangen und Zagen tat ich den schweren Schritt. Hätt' ich ihn nicht getan!

Ich überwand mich und suchte mich mit der Rechtswissenschaft zu befreunden. Ich bewunderte den Aufwand von Verstand und Scharfsinn, der sich hier geltend macht, — ich trat, kein ganz unwürdiger Beschauer, in den Themistempel. Unbefangen, vorurteilslos blickte ich umher: ein großes Werk, ein herrliches Zeugnis menschlichen Geistes! Aber es ließ mich kalt. Ich wollte ein begeisterter Priester sein; umsonst quälte ich mich: die Begeisterung kam nicht und kommt nicht. Draußen, um den steinernen Bau herum, da wußte ich die schattigen Haine, voll Blütenduft und Vogelsang. Dahin zog es mich. Oft schlüpfte ich im stillen hinaus. Einsam durchwandelte ich die Laubgänge, weidete mich an Blumenduft und lauschte den fröhlichen Sängern in den Zweigen... Doch ich lasse das Bild! Wenn ich mich auch vom Studium der Gesetze hinweg zuweilen hinüberlocken ließ in die heitern Gebiete schöner

Wissenschaften und zu den Meisterwerken aller Sprachen und Zonen, so beneide ich wohl die Geister, denen ein seltenes Glück Flügel verliehen, um sich über die Masse des Volkes zu erheben, das an die Erde gefesselt, sein Leben mühsam weiterschleppt. Doch bin ich stets dem Wahne ferngeblieben, es genügte Wille und Sehnsucht, um den ewigen Sabbat jener Götter der Erde mitzufeiern.“ —

„Theologie und Philosophie, — traurig genug, daß diese Namen sich noch immer wie feindliche Zwillinge gegenüberstehen und keine Vereinigung in Aussicht steht — tauchten nun wie ungeheure Gestalten aus dem Nebel empor, der sie bisher umhüllt hatte.

Ich war in die Epoche meines Lebens getreten, wo mit diesen Mächten gerungen werden muß, soll der Mensch nicht gleich einem Kinde, nur noch elender, weil er gelebt, zu Grabe schleichen. Dieser Kampf steht dem Menschen, der in immer weiteren Kreisen des Denkens voll und frei aufatmen kann, früher oder später unentrinnbar bevor. Den einen, je nach seiner Individualität, ergreift die Unruhe mächtiger, den andern berührt sie leiser. Aber sich ihr gänzlich zu entziehen, zeugt von unbegreiflichem Leicht- oder Stumpsinn in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens. Ob positive Religion, ob Philosophie im Rechte sei, ist sicherlich die wichtigste Rechtsfrage auf der Welt...“

„Mein innerstes Wesen ringt nach Klarheit und Tageshelle. Nicht in feuchter Waldesnacht, wo schauerlich die schweren Zweige rauschen, gelüftet es mich zu wandeln, sondern unverwandt sind meine Blicke dahin gerichtet, wo die Urgebirge der Vernunft und Freiheit von der Morgenröte des kommenden Tages beleuchtet sind. Daß es aber dem Individuum, wie dem Menschengeschlechte, noch lange und schwere Kämpfe kosten wird, bis die Schatten der Dämmerung zerstreut sind und der Tag der Wahrheit in vollem Glanze anbricht, wer kann dies bezweifeln? Wer dem beständig gärenden Streite im Herzen der Völker und der einzelnen Aufmerksamkeit schenkt, der wird das Dichterswort verstehen:

„Schon scheidet sich die Lüge von dem Wahren —

Der Mensch beginnt im Geist heranzureifen —

Bald läßt das Unkraut sich mit Händen greifen.“

Mein glühender Wunsch ist, daß dies prophetische Worte seien!“

„Süße Bande werden gelockert, vielleicht gesprengt, denn meist in Einsamkeit wird der mühevollste Weg der Gedanken zurückgelegt. O Gott! wenn ich bedenke, wie die teuersten Wesen, Mutter und Bruder, mir den Abschied erschweren! Und ist es denn nicht ein schmerzlicher Abschied, eine größere Trennung, wenn Geist von Geist durch eine unausfüllbare Kluft geschieden ist, als wenn das leibliche Zusammensein unterbrochen wird? Mein Bruder wohnt viele, viele Meilen weit von mir; aber unsere Seelen, die nicht geschieden würden durch Zeit und Raum, trennt die demantene Mauer des Glaubens.

Er glaubt an den Orden der Jesuiten, an alles, was damit zusammenhängt, ich glaube an den Orden ihrer entschiedensten Widersacher.

Er glaubt felsenfest an das katholisch-kirchliche Dogma. Ich fühle mich unwiderstehlich angezogen von dessen feindlichem Prinzip, dem Protestantismus, im großen Sinne des Wortes.

Er erglüht in Andacht und Verehrung vor den Heiligen der Kirche, — ich vor den Eroberern und Herrschern im Reiche der Gedanken.

Er holt die Wasser des Lebens aus dem tiefen Brunnen der Überlieferung; mich bedünken sie frischer aus dem Strome des Zeitengeistes geschöpft.

Sollten denn jene tiefen, ewig stillestehenden Gewässer der unerschöpfliche Strom der Genesung sein, sollte der Strom des Geistes, wie er durch die Zeiten rauscht, zuletzt im heißen Sande menschlicher Überhebung spurlos verrinnen?

Du magst es nun ermesen, welche Qual bei dieser inneren Verschiedenheit es für mich ist, mit dem geliebten Bruder zu korrespondieren, zumal wenn ich bedenke, daß alle ausgetauschten Gedanken durch das enge Sieb jesuitischer Zensur passieren müssen. Wie glücklich wäre ich, wüßte ich den Bruder frei und könnten wir die Früchte redlichen Forschens und die Regungen des Herzens unbelauscht austauschen. Ich schaue trüben Blickes in die Zukunft, wie mag sich das im Fortgange der Zeit gestalten? — Meine Mutter, diese engelgute Seele, ruht auch voll kindlicher Einfalt und Hingebung im Schoße der Kirche. Zwar ist meine Denkungsart, die ihr nicht verborgen bleiben konnte, kein störendes Element in unserm innigen Bunde, — dennoch bleibt es ein heimlicher und schwerer Kummer ihres Herzens, daß ich auf Irrwegen wandle, weit entfernt von den Quellen des Heiles. Und wenn nun einem solchen Kummer nicht anders abgeholfen werden kann, als auf Kosten der Wahrheit und Aufrichtigkeit, welch' schmerzliche, schwer zu schlichtende Kollision der Pflichten! —

Doch es sei! Wird mir ja immer klarer, daß der Schmerz das Bildungs- und Läuterungselement des Geistes ist und bleibt, solange er auf so wunderbare Weise in die Endlichkeit verflochten ist. Jede annähernde Erweiterung des beschränkten Geistes zum Unendlichen ist ein schmerzvoller Prozeß. Da müssen die zähesten Bande irdischen Stoffes zerrissen und eine Schicht der leiblichen Umhüllung nach der andern gewaltsam durchbrochen werden, bis der Geist durchschimmert und sozusagen transparent geworden ist. Immer mehr bewahrheitet sich mir der Satz: Nie leidet das Fleisch, stets der Geist. Das gilt auch vom äußern Schmerz. Als ich soeben, auf einem Spaziergange, die Qualen eines Frosches sah, den ein Nestgeier langsam zerfleischte und verschlang, da mußte ich mich tief ergriffen abwenden von dem entsetzlichen Anblick, und der schwarze Gedanke durchzuckte meine Seele, ob nicht ein böses Wesen Schöpfer und Regierer des Alls sei? Grau schien mir das Sonnenlicht, das Universum in Todesschatten gehüllt, Gespenstern gleich stiegen vor mir unzählige Reihen gequälter Geschöpfe aus dem Nichts empor und verschwanden ins Nichts, und kein Gott, sondern ein Teufel breitete, hohnlachend, seine dunklen Schwingen über den Erdball.

Als die Phantome verschwanden, fand ich obigen Satz bestätigt. Mit der stufenweisen Entwicklung des Geistes nimmt der Schmerz in unermeßlichen Verhältnissen zu. Ausgeschlossen von der toten Materie, beginnen seine ersten Zuckungen und Krämpfe mit den ersten, noch so schwachen Lebenspulsen, im geringsten animalischen Gebilde, und wachsen von da an im Maße des selbstbewußten Lebens. Deshalb durchwühlt der Schmerz im furchtbarsten Grade den Menschen und gewinnt an Intensivität, je feiner und geistdurchwebter der Stoff.“

September 1845.

„Seit das Scheidewasser der Gedanken Montaignes in mir wütet, fühle ich mich auf den Tod krank. Was ich von Hoffnungen und Entwürfen in mir trug, zerfetzt und zerfressen ist's im buchstäblichen Sinne. Gleich einem von Termiten ausgehöhlten Bau stürzt mein Leben zusammen. Und welche Stützen hätte es noch? Bar jedes Offenbarungsglaubens, hatte ich mit schwellender Brust auf die ureigene Kraft des menschlichen Geistes vertraut und blickte mit Trost und Zuversicht auf die Eroberer und Herrscher im Reiche der Gedanken. Aus dieser Apotheose des menschlichen Geistes hat mich das schneidende Hohn-gelächter des großen Pyrrhoniens aufgeschreckt. Montaigne, vielleicht der gewandteste Skeptiker aller Jahrhunderte, vermag es, ein armseliges aufgeblähtes Geschöpf zu zerschmettern. Seit ich ihn kenne, bin ich in die trostloseste Epoche meines Lebens eingetreten. Wie in den Krater eines ausgebrannten Vulkans starre ich in die Vergangenheit hinab, und gleich einem öden Aschenfelde liegen Gegenwart und Zukunft um mich. Von dem hohlen Dünkel auf das Etwas menschlicher Erkenntnis geheilt, bleibt mir das Nichts. Das Etwas, das jener scharfe Denker einzig und allein in den Glauben setzt — hors de la foi tout est dans l'incertitude --, habe ich unwiederbringlich verloren!

Erlasse mir eine genauere Schilderung meiner nunmehrigen Lebensstimmung: Vollkommene Gleichgültigkeit, ausgenommen gegen die Menschen, die ich liebe, ist der bezeichnendste Ausdruck dafür. Wehe dem Menschen, daß ihm der Prometheusfunke des Gedankens geworden ist, zu ewig in sich kreisender Selbstqual.

Tolle Einfälle spuken zuweilen in meinem Gehirn. Nachdem ich mich als Milbe, als Nichts erkannt habe, kommt es mir ungeheuer lächerlich vor, von Schaffen und Wirken länger zu schwärmen. Wenn ein Geschöpf wie Montaigne, der das Altertum mit seinen reichsten Schätzen vollkommen in sich aufgenommen hat, der seine Zeit und alle menschlichen Verhältnisse durchschaute wie wenige, wenn ein solcher Mensch den Wahlspruch führt: „Was weiß ich?“ — dann ist es schicklich, daß einer wie ich ins Nichts zurücksinkt. Er gehe ins Exil. In irgendeinem Winkel gibt es wohl eine Hütte, die ihm Obdach gewährt, einen Acker, der ihn nährt, eine Quelle, die ihn tränkt, und freie Luft, die der Freie atmen kann.

„Beatus ille qui procul negotiis.“

Freiheit bleibt allein, wenn alle Gaben mangeln, aber der Mut darf nicht fehlen, sie um jeden Preis, auch um den des Wohllebens, zu erkaufen.“

Gegen die Qualen, welche der „große Pyrrhonier“ ihm bereitet, suchte Doß bald nachher Schutz und Trost bei den Pantheisten, und mit ihrer Hilfe legte er sich das folgende von der Not diktirte Glaubensbekenntnis zurecht:

„Das Universum ist die Selbstoffenbarung des einen, absoluten Geistes, der sich in den mannigfaltigsten Gebilden manifestiert, am Höchsten im Menschen, in welchem er sich selbst denkt, sich zum Selbstbewußtsein erhebt. Der Geist im Menschen ist also nicht ein kreatürlicher, denn es gibt nicht verschiedene Sorten von Geist, höhern und niedrigeren, göttlichen und menschlichen, sondern der Geist ist an sich und für sich einer, überall und immer. Das Weltall ist, nach Giordano Bruno, dem Ältervater des modernen Pantheismus, in seiner Totalität eins, unendlich, ohne Anfang und Ende, allenthalben lebendig, Schöpfer und Geschöpf zugleich. Das Universum, das absolute und lebendige Wesen, gleicht in seiner Offenbarung einem unendlichen, unsterblichen Tiere, das in allen seinen Teilen lebt. All die zahllosen Individuen sind unter sich und mit dem Ganzen, als die Glieder einer Organisation, verbunden. Kein Einzel Ding ist also eine besondere Substanz, sondern jedes Ding ist die allgemeine Substanz, die sich auf eine besondere und isolierte Weise kundgibt. Siehst Du z. B. einen Menschen, so wisse: Du siehst keine besondere Substanz, sondern die allgemeine Substanz unter besonderer Form. Gott darf also nicht als Einzelpersonlichkeit, sondern muß als Allpersonlichkeit gedacht werden: statt das Absolute zu personifizieren, muß es als das ins Unendliche sich selbst Personifizierende begriffen werden.

Natur und Menschheit, ihrem Wesen nach absolut, tragen also den Grund ihrer Existenz in sich, und das menschliche Individuum kennt darum keine höhere Beziehung, als die zu seiner Gattung. In dieser wurzelt sein Leben, nicht in der illusorischen Abhängigkeit von einem extramundanen, höchsten Wesen, welches nichts anderes vorstellt, als die vom menschlichen Individuum unbewußt personifizierte Gattung. Die Religion, statt ein Verhältnis des Menschen zu Gott zu sein, ist in Wahrheit nur das Verhältnis zur Idee der reinen Menschheit. In dieser findet das Einzelwesen seine Ergänzung. Ihr kommt die Gottmenschlichkeit und jene erlösende Macht zu, welche uns, die wir als endliche, beschränkte Wesen dem Durchgang durch Irrtum und Sünde notwendig unterworfen sind, von den Schäden und Wunden des Gemüts zu heilen und alle Flecken abzuwaschen vermag, wenn wir uns bei erwachtem Bewußtsein, je nach Kräften und Anlagen, an der Verwirklichung der

Idee der Menschheit beteiligen. Als obersten Grundsatz stellt daher die Religion der Zukunft diesen auf: ‚Der Mensch allein ist und sei unser Gott, unser Vater, unser Gesetz und Maß, das A und O unseres staatsbürgerlichen und sittlichen, unseres öffentlichen und häuslichen Lebens und Strebens. Kein Heil außer dem Menschen!‘

In dieser Religion hat sich das Individuum jeder falschen Subjektivität zu begeben, und nicht sich selbst, sondern nur der Gattung unendlichen Wert beizulegen. Wie ein Bläschen im Ozeane, so taucht es bei der Geburt aus dem universellen Leben der Gattung, um mit dem Tode wieder darin zu verschwinden.

Aufzugeben sind also jene transzendenten Zukunftshoffnungen, welche der Supranaturalismus des Christentums dem Menschen eingepflanzt, an denen er aus Egoismus und Selbstwohlgefallen so verzweifelt festgehalten hat. Das Jenseits ist ins Diesseits zu verlegen und der trunkene Blick aus dem utopischen Reiche der Ewigkeit auf das realere der Gegenwart zu richten.

‚Der nüchterne, anspruchslose Mensch‘, sagt einmal D. F. Strauß in seiner Glaubenslehre, ‚wird gern bekennen, daß der Fond seiner Anlagen ein endlicher ist. Er wird sich nicht einbilden, eine Ewigkeit hindurch ein unterhaltendes Schauspiel für Götter abgeben zu können. Er wird sich damit begnügen, mitten in der Endlichkeit eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein, in jedem Augenblicke seines Lebens.‘“

Man erkennt leicht, wie so gar nicht das obige aus ein wenig Giordano Bruno, ein wenig Spinoza und ein wenig Feuerbach zusammengeflickte Credo geeignet war, der ethischen Tiefe von Doßens ganzem Wesen auf eine auch noch so kurze Dauer Genüge zu tun. Der Pessimismus, über dessen wahrstes Grundwesen er, wie einige seiner obigen Aussprüche lehren, schon damals überraschende, ja ergreifende intuitive Belehrung sich gewonnen hatte, fand darin keine Stelle. So brannte der Durst nach den Quellen des Lebens weiter, die heiße Begierde nach der Erkenntnis des Ewigen ließ ihn noch lange nicht zur Ruhe, zu jenem Gleichmute kommen, der den meisten angeboren ist. Bald nach jener Zeit aber stieg vor seinem geistigen Auge wie gerufen ein neues Gestirn empor, ein Gestirn, groß und gewaltig, neben welchem alle Sterne, die ihm bisher geleuchtet, in Nacht und Dunkel erblichen, das Gestirn seines Lebens: Arthur Schopenhauer.

Es war im Juni 1846, daß ihm eines Tages an dem



wo es für die meisten wächst. Der Weg, den er so früh einschlug, ging abseits von der großen Heerstraße, ging fast einsam und stets bergan.

Über ein Menschenalter ist seitdem hingegangen, und welche Wandlung ist mit der neuen Generation gekommen! Arthur Schopenhauer, den damals niemand kannte, niemand las, ist einer der berühmtesten Genien geworden, hoch ist der Ruhm des großen Weisen gestiegen, so hoch, wie er es selbst kühn zu hoffen gewagt hat.

Keiner aber von allen, die das Buch je zur Hand genommen, ist tiefer in des Meisters Kern und Wesenheit eingedrungen, als Doß; keinem ging es mehr in das eigene Fleisch und Blut über, als ihm. „Apostel Johannes“, das war der Ehrentitel, mit dem der Meister ihn später belehrte, und was an Stolz und Selbstbewußtsein im Herzen des Mannes lebt, dies war der Punkt, auf welchen er sie gerichtet hielt. Apostel Johannes, des Herrn Liebesapostel, das blieb der geistige Triumph seines Lebens!

Nicht als Page, nicht als Kammerherr hatte er an den Stufen eines Königsthrones stehen mögen, aber vor der Majestät des Genius beugte er sich freudig.

Mit wahrhaft prophetischem Blick erschaute er die Zukunft. Er sah den Meister erhöht auf einem Piedestale, alle seine Vorgänger überragend; er sah sein Haupt an den Wolken, und Tausende zu seinen Füßen. Zahllose Erdenpilger sah er zu der Quelle wandern, aus der er, bisher fast allein, durstig trank.

Zweimal zehn Jahre wartete er vergeblich auf die Verwirklichung dieses zweiten Gesichtes: das entmutigte und beirrte ihn nicht. Es mußte kommen — und es kam! —

Einstweilen aber versenkte er sich mit Leib und Seele in die neue Lehre. Wie ihm diese blitzschnell ins Innerste seines Wesens gedrungen, wird uns noch einleuchtender werden, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß er gerade damals vor einem entscheidenden Wendepunkte seines äußeren Lebens stand. Wir vernahmen schon aus seinen obigen Brief-Auszügen wiederholt seine Klagen über verfehlte Berufswahl, seine Sehnsuchtsrufe nach Freiheit und Un-

abhängigkeit; wie er ernstlich an Wechsel des Berufes gedacht, zudem sich die endgültige Fesselung im juristischen durch Hinausschiebung des Examens möglichst fernzuhalten gesucht habe, darüber belehren andere Briefe von Ende 1845 und Anfang 1846, aus denen hier nur folgendes Stück mitgeteilt sei:

„Wohl dem, welchem früh auf seiner Lebensfahrt der Polarstern einer leitenden Idee aufgegangen ist, die ihn durch das Dunkel der Erdennacht dem sicheren Ziele entgegenführt. Du bist seit Jahren einem solchen Leitstern nachgezogen, und deine Bestrebungen bewegten sich in festgezogenen Grenzen. Dich hat von Anfang an die Wichtigkeit der materiellen Interessen, insofern sie sich um die Angeln der Wissenschaft drehen, entschieden gepackt, und so hast Du rechtzeitig eine Lebensmitte gewonnen, auf welche Du mit Lust und Energie deine ganze Tätigkeit bezogest. Es ist ein herrliches Geschenk der Erziehung oder ein eigener glücklicher Fund, wenn unser Leben sich schon früh um eine Zentralidee wie um eine Sonne dreht und von innen heraus erwärmt und durchleuchtet wird.

Mit seinem Berufe schließt der Mensch eine Art Ehe. Nur Lust und Liebe sollen das Band der Neigung um die Vermählten schlingen. Konventionsheiraten sind selten glücklich. So soll uns keine äußere Rücksicht, die nicht den ganzen inneren Menschen befriedigt, zu jenem geistigen Bunde führen, den wir mit der Wissenschaft eingehen; in ihr sollen wir leben und weben. Selbstzweck, und nicht bloß Mittel, soll die Tätigkeit sein, durch welche wir unsern Lebensfonds erschöpfen, wie die Ehe nicht bloß Mittel zur Erzeugung von Kindern, sondern Selbstzweck sein, ihre hohe Bedeutung an sich haben soll!

Daß ich keinen Impuls in mir fühle, auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft mich mit solcher Umsicht zu orientieren, wie es der strebende Mann tun soll, rührt nicht daher, als wäre mir dieser Zweig menschlichen Wissens nicht wichtig genug, um ihm Zeit und Kräfte, ja mein ganzes Leben zu widmen, sondern kommt aus der Einsicht, daß meine Indoles mich nicht zum praktischen Geschäftsmanne qualifiziert, indem sie sich seit ihrem Erwachen Dingen zuwendet, deren Berücksichtigung in die Besorgung fremder Angelegenheiten störend und zerstreuend eingreift. Wer auf die äußeren Lebensverhältnisse praktische Wirksamkeit äußern will, hat nichts mit Kontemplation und Spekulation zu schaffen; er hat seine Aufmerksamkeit allein darauf zu richten, sich mit den geltenden Normen bekannt zu machen: Verstand, Urteilskraft, Scharfsinn spielen hierbei die ausschließliche Rolle. Mein Naturell, in sich gekehrt und verschlossen, wühlt gern in inneren Zuständen. Ich bin eine beschauliche Natur. Mir fehlt jene Rührigkeit und Energie, welche sich kopfüber in Geschäfte stürzt; Du hast daher mein Tun und Treiben diesmal zu nachsichtig beurteilt. Nicht mir darfst Du das

Attribut übertriebener Bescheidenheit beilegen, da ich vielmehr an Dir zu lernen habe, der Du meiner Richtung vor der Deinigen den Vorrang einräumst. O nein, der gebührt ihr nicht. An reellem Wert überwiegt die Deinige. Denn ich sympathisiere nicht mit jenem Supernaturalismus, welcher, die Erde mit ihren materiellen Interessen vergessend, nur in rein geistigen Sphären schweben will, in denen der schwerfällige Mensch auf die Dauer nicht aushält, weil ihm, wie dem Luftschiffer, wenn er zu hoch steigt, im kalten Äther der Atem ausgeht. Auf unserm Weltkörper überwiegt die Materie und läßt sich durch keine philosophische Retorte verflüchtigen. Der Geist muß sich akkomodieren. Wer sich um das materielle Wohl seines Volkes bekümmert und zu dessen Förderung sein Scherflein beiträgt, wirft eine ansehnliche Gabe in den Opferstock des Erdentempels, und ich halte es für Selbsttäuschung, wenn zu weit gehender Spiritualismus allein durch seine Gaben der armen Menschheit aufzuhelfen sich brüstet.

Meine Richtung hat zur Quelle einen mächtigen subjektiven Drang, ein innerstes Bedürfnis, hervorgehend aus einer vielleicht krankhaften Entwicklung meines Wesens, das lange einem trüben Most geglichen, in welchen endlich ein tüchtiger Gärungsstoff geworfen wurde, — der sich aber noch lange nicht abgeklärt hat. Während der Universitätsjahre flatterte mein Geist unstät herum in den belles lettres. Genuß der schönen Form ging mir damals über alles. Der tiefere Sinn des Lebens blieb verschlossen. Hätte ich ihn damals geahnt, wie jetzt, dann wäre ich über die Wahl meiner Zukunft rasch ins reine gekommen, weil eben gewählt werden mußte.“

Wer alles dies geschrieben und dann Schopenhauer gelesen hatte, dem mußte ein Gelüsten zeitweilig alle anderen verdrängen: jedem Berufe im gewöhnlichen Sinne zu entsagen und sich aus der Welt zurückzuziehen.

Aber wohin?

Weitab wanderten seine Gedanken, sogar an der dunklen Klosterpforte von la Trappe pochten sie an. Und als er im September, ganz allein einen Ausflug in das Salzkammergut machend, die Donau hinunter, an den schönen Benediktiner- und Augustiner-Abteien vorüberfuhr, deren stolze Fensterreihen im Abendstrahl erglühten, da bedachte er, wie herrlich es sich dort wohnen ließe, wenn all' den irdischen Gütern, womit die Mönche gesegnet waren, das eine Ideale noch hinzugefügt wäre: die Freiheit der Gedanken.

Auf dieser Reise, in diesen Wochen und Monaten, von Juni bis November, fühlte er sich einzig und übermächtig

beherrscht von den Ideen, welche Schopenhauers Philosophie in ihm erweckt hatte. Er könne diese Eindrücke mit nichts anderem vergleichen, was ihm vor- oder nachher auf seinem Lebenswege begegnet sei, sagte er oft. Er war völlig in ihrem Bann. Und als die ersten Flocken fielen, da fiel es auch schwer und winterfrostig auf sein Herz. Denn abermals stand er vor der entscheidenden Frage des Examens. Das Wissen, welches er in diesem Jahre in sich gesogen, die stillen Stunden, in welchen er über seinen Büchern gebrütet, dienten ihm nicht zum Heile in seiner praktischen Laufbahn, das wußte er wohl. Er war nicht ehrgeizig. Aber zwischen Ehrgeiz und Gleichgültigkeit liegt eine weite Kluft. So wenig ihm auch das glänzendste Examen Stolz ins Gemüt gepflanzt hätte, so ganz und gar unerträglich war ihm der Gedanke an ein Nichtbestehen. War aber die Klippe umschiff — was dann? Dann mußte es ernst werden mit einem neuen Leben, dann konnten seine Neigungs-Studien nur noch die Abfälle seiner Zeit in Anspruch nehmen, und seine ganze Existenz lag, nach seinen Begriffen, in Schatten und Dunkel.

In vielen Gesprächen setzte er dies alles seiner Mutter auseinander. Sie blieb, wie begreiflich, bei ihrem Wunsche, ihrer Forderung. Sie hatte kein Verständnis für die inneren Kämpfe eines Sohnes, der sich dem Kirchenglauben abgewandt. Sie fühlte nicht, daß es derselbe Geist, derselbe Impuls war, der ihre beiden Söhne eigene Wege gehen hieß, nur nach verschiedenen Richtungen, jedoch zum selben Ziele!

Die Mutter und das strenge Pflichtgefühl, das stets in der Brust des jungen Mannes lebte, trugen endlich den Sieg davon.

Am 16. November 1846 schrieb er an Beselmiller:

„Und nun zum eigentlichen Zwecke dieses Briefes. Er besteht darin, Dich zu benachrichtigen, daß ich heute über 14 Tage, just um diese Stunde, die Fragen des ersten Justizfaches beim Konkurse niedergeschrieben haben werde. Ich wünschte, die Beantwortung wäre auch schon niedergeschrieben. So werde ich mir denn heuer dieses Stück Arbeit vom Halse schaffen, was ich freilich ebenso gut oder schlecht im vorigen Jahre hätte unternehmen können.“

Drei volle Wochen dauerte das Martyrium in Landshut. Das Resultat war gut, die Zeit übel genug. Müde, körperlich und geistig abgespannt, kam der junge Mann nach München.

Nun also war der Würfel gefallen — sein Los war entschieden: an die „große Staatsgaleere“ fühlte er sich für immer geschmiedet.

Einsam und gedankenvollen Hauptes ging er fortan seine blütenlosen Pfade. Seit er als Akzessist auf dem Stadtgerichte eingetreten war, gehörte der juristischen Tätigkeit seine beste Kraft, und nur die Überbleibsel der Zeit wurden auf seine philosophischen Lieblingsstudien verwendet. Mit peinlicher Sparsamkeit ging er freilich hierbei zu Werke. Eigentliche Erholung, Ausruhen in irgendeinem dolce far niente, gab es nicht. Selbst wo er sich vornahm zu genießen, senkten sich seine Gedanken von der Oberfläche hinweg auf den Grund der Dinge, auf den Urgrund. Und wer dürfte daran zweifeln, daß es nicht häufig ein Abgrund sei, den das Menschaugenauge in der Tiefe erspäht?! Zwischen den beiden Polarsternen seines Lebens, Schefer und Schopenhauer, wanderten, seit der junge Mann die Bekanntschaft mit den Werken des letzteren gemacht hatte, seine Gedanken vielfach hin und her. Denn, war auch der weltverneinende Pessimismus des einen sein Credo im Geiste, so fühlte er sein Herz und seine Phantasie mächtig angezogen durch den menschenfreundlichen Pantheismus, das strahlende Hellenentum, womit die dichterischen Gebilde des andern durchglüht waren. Es tobte zuweilen, wie dämonischer Kampf, in seinem Innern.

Eine Zeitlang hoffte er beide Systeme in sich zu vereinen, zu versöhnen, und einer von den großen Faktoren selbst sollte ihm hierzu behilflich sein. Er schrieb an Leopold Schefer.

In einem langen Briefe setzte er ihm alle Widersprüche auseinander, woran ihm seine Lehre zu krankem schien, alle Zweifel und Bedenken, die ihm im eigenen Busen wohnten. Er flehte den Patriarchen von Muskau an, sich eingehend mit dem noch unbekanntem Werke seines Antagonisten am

Maine zu befassen, er war überzeugt, die Brücke müsse sich finden lassen, auf welcher beide erlauchte Geister sich begegnen, sich die Hände reichen könnten. Stimmtten sie doch in dem wichtigsten aller Fundamental-Prinzipien, ohne es zu ahnen, längst überein, in der All-Eins-Lehre, auf welcher beide ihr System kühn aufgebaut hatten. Das buddhistische „Tat tvam asi“, welches durch jede Zeile ihrer Schriften ging, wenn auch in verschiedener Folgerung, es war das eigentliche Lebensmotto des Betrachtenden. Er hatte es längst aus seinem Urquell geschöpft, aus der tief-sinnigen Religion der Hindu; indische Studien aller Art gehörten zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Schmerzlich empfand er nur, daß seine knappe Zeit ihm nicht gestattete, Sanskrit zu lernen; wie gern hätte er in der Sprache Buddhas selbst seiner milden Weisheitslehre sich erfreut!

„Das bist du“ — es erschien ihm als das größte Wort, das ein Mensch je gesprochen; als der beste Trost gegen Unbill und Kränkung; als Sporn und Trieb zu Mitleid und werktätiger Liebe. Aus dieser Erkenntnis, auf innigster Intuition beruhend, floß ihm die einzig mögliche Versöhnung mit dem harten Leben, entsprang ihm der unergründlich tiefe, bewegungslose See des Quietismus, in dessen Wogen er gern untertauchte, nach dem Beispiele orientalischer Völker, zumal des beschaulichen Volkes am Ganges. An der Hand Spinozas, des Mystikers Angelus Silesius und des Sängers der Liebe, Schefer, wurde er hingeführt, von der einen Seite. Sie nannten jene große Kraft, aus der das Gute quillt, wie das Böse: Gott. Mit Schopenhauer ausgehend, kam er an gleicher Stelle an: ihm hieß jene Urkraft Wille, Wille zum Leben. Jene, die Pantheisten, erfreuten sich der Welt und ihrer Erscheinungen. Sie brachen Blüten und Früchte von allen Zweigen: die Schmerzen des Daseins konnten sie nicht leugnen, aber sie umhüllten sie mit einem Mantel von Duft und Poesie. Die Blume am Wege, der Sang des Vogels, das Licht der Sterne, alles war Trost und Gnade, und unter den schwersten Bedingungen noch wog das Menschenleben seinen Preis.

In Schopenhauers Schriften hingegen, welch ein Gegensatz! Hier findet sich nur Verachtung der Welt und ihrer flüchtigen Erscheinungen. Des Mephistopheles Wort: „Alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht“, wenn auch nicht in der satirischen Form des Goetheschen Teufels, sondern in der viel einschmeichelnderen des buddhistischen „das wahre Sein ist im Nichtsein“, bildet gleichsam das Motto zu seinem Systeme, von dem Jean Paul so schön gesagt hat: „Schopenhauers Welt als Vorstellung und Wille, ein genial-philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe, vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finsternen Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht.“

Aber nicht aus Ekel, sondern aus Mitleid mit der Kreatur, die in Schmerzen geboren, ein Leben der Qualen lebt, das sie endlich mit dem bitteren Tode bezahlen muß, lehrt der Pessimist vom Maine die Abkehr vom Irdischen, das Hinausstreben aus jener allumfangenden Kette, die er nicht Gott nennt und göttliche Kraft, sondern wilden und blinden Naturtrieb: Willen. Diesen absolut in sich zu ertöten, wie die Heiligen aller Religionen es getan haben, scheint ihm Mittel zum Zweck. Mit dem Aufhören alles Wollens müßte auch die Welt aufhören, in ihrer Totalität und ihren Sonderexistenzen.

„Es wär' ein Ziel, aufs innigste zu wünschen“ —, denn nicht als Himmels Geschenk vermag er die Lust, zu atmen und Mensch zu sein, zu empfinden, sondern als aufgedrungene Notwendigkeit, vielleicht gar als Buße für eine schuldbeladene Vorexistenz; denn nicht selten streift seine Lehre an die Mystik der Seelenwanderung und fühlt sich verwandt mit der Religion Cäkjamunis.

In der Hoffnung, diese beiden Gegensätze in idealer Verschmelzung, auch im Resultate, zu vereinen, mußte sich Doß wohl oder übel am Ende betrogen sehen. Es scheint sich dies darin auszudrücken, daß ein bereits

damals geplanter erster Brief an Schopenhauer vorläufig unterblieb.

Inzwischen zog das aufregende Jahr 1848 mit all seinen Hoffnungen, Befürchtungen und Enttäuschungen herauf. Es war Doß, wie allen Wohlgesinnten, ein aufrichtiger Schmerz, die hochgeschwellten Knospen des Völkerfrühlings in so mangelhafte Blüten und schale Früchte ausschlagen zu sehen. Die Greuel in Frankfurt, Wien, Berlin und Dresden, diese unseligen Auswüchse von karriierter Freiheit und politischem Fanatismus, beschämten tief sein Menschengefühl, und er empfand es wie die ungeheuerste Selbstironie des Weltgeistes, daß drüben in Frankreich die großartige Tragödie Napoleon I. nun ihre Travestie gefunden hatte, in dem Possenspiel Napoleon III., eine Travestie, die nur leider einst mit gewaltigem Blutvergießen enden sollte.

Von den Münchener Skandalen hatte er sich möglichst fern zu halten gesucht. Die rasch organisierten Gesellschaften, die sich in Privathäusern und öffentlichen Lokalen bildeten, um über Reformen zu beraten und Adressen abzufassen, die außerordentliche Gärung in allen Gemütern, die alles erschwerte, weil sie fast jede Diskussion zum erbitterten Wortkampf werden ließ, waren nicht nach seinem Sinne. Ein einziges Mal hatte er sich, erregt über einen Straßenkrawall, dessen unfreiwilliger Zeuge er war, hinreißen lassen, eine jener Adressen an den König zu unterzeichnen. Dieselbe verlangte, in unbotmäßigster Form, Schutz und Schirm von oben gegen das empörende Treiben der Wühler und Proletarier, die soeben einem geachteten Bürger Haus und Hof in ruchloser Weise demoliert hatten.

Von den zahllosen Adressen erwies sich aber just diese als eine der allerschlimmsten, nicht um des Inhalts, sondern um der Form willen. Der König nahm sie persönlich übel, und bald ging die Sage, daß sie Staatsdienern und Aspiranten, deren Namensunterschrift die Adresse trage, künftig als Stein im Wege liegen würde.

Das war freilich eine bittere Schicksalsironie! Der allzeit Maßvolle, Bedächtige stand darauf verzeichnet, und

seine Freunde und Genossen, die alle weit stürmischer und radikaler Gesinnten, hatten, durch einen Zufall verhindert, nicht unterschrieben. — Ihm erwuchs, mehrere Jahre später, manche bange Stunde aus diesem Umstande. Sie waren überflüssig: denn Maximilian II., der Friedenskönig, vergab und vergaß lieber, als daß er Beleidigungen, die ihre Entschuldigung im Drang der Zeit fanden, nach Jahren noch gerächt hätte.

Auch ein „Freischärler“, wie die meisten jungen Leute jener Zeit, ist Doß nie gewesen. Fiel doch zumal der erste Eifer, womit diese Freikorps ihre Bildung, Einreihung und Einübung begannen, in eine Zeit, wo sich das Herz des Sohnes eben wieder schwer bedrängt fühlte durch eine lebensgefährliche Krankheit der Mutter. An ihrem Schmerzenslager brachte er im April 1848 die wenigen Wochen zu, die ihm sein Urlaub gewährte. Das Schicksal verwöhnte ihn nicht. Die Liebe zur Mutter mußte er mit steter Angst vor baldigem Verluste erkaufen.

Allzeit treu in Gesinnung und Tat, standen ihm die Freunde, Schoen und Beselmiller, zur Seite. Letzterer strebte mit vollen Segeln seinem bestimmten Ziele, Karriere zu machen, entgegen, und ersterer stand auch an einem Ziele, und zwar dem heißersehnten der Ehe. Als Oberkontrolleur in Neubeuern am Inn führte er im Oktober 1848 die Geliebte in das Schloß Neubeuern, das in seiner herrlichen Lage, auf ansehnlicher Höhe, den weitesten Blick in das schöne Inntal bietet. Graf Preysing, dem die Besetzung gehörte, hatte der Tochter des Hauses von Goel die Vergünstigung zugestanden, ihren jungen Haushalt dort oben einzurichten. Er selbst bewohnte es nicht. Es müssen freudige Zeiten gewesen sein, die das neuvermählte Paar in dem alten Kastell am Inn verlebte, in fast völliger Weltvergessenheit. Denn, noch ihre Enkel auf den Knien, haben sie nachher mit Lust und Wonne davon erzählt: wie sie alljährlich die ersten Veilchen auf dem Schloßberge begrüßten, wie sie aus den hohen Bogenfenstern die Sonne leuchtend untergehen und den Mond still heraufziehen sahen, und das ganze Tal in Glanz und Licht gebadet, zu

ihren Füßen lag. Ihr Glück zu vollenden, wurden ihnen dort drei liebe Kinder geboren.

Wiederholt besuchte sie der Freund in ihrem Eldorado; „mein Doßle, mein gutes Doßle“, pflegte ihn Schoen zärtlich zu nennen. Wie wohl war ihm dort! Mit verständnisinnigem Blick betrachtete er das selige Eheleben der Gatten. Stand ihm doch längst fest, daß, wenn es ein Etwas gebe, um dessentwillen es sich lohne, aus dem nirvanaluftigen Sein im Nichtsein in das Dunkel und die Schwere einer konkreten Existenz getreten zu sein, dies nur die Liebe sein könne, die große heilige Liebe zwischen Mann und Weib. Ihm schien damals sein gegebenes Los, von der hohen Warte des Gedankens dem Menschentreiben zuzublicken. Fehlte ihm indessen Glaube und Hoffnung für sich selbst — Sehnsucht und Phantasie fehlten ihm um so weniger. Im Reiche der Poesie lebte denn auch sein Urbild vom Ewigweiblichen immer entzückender, beglückender auf.

Es war in jenen Tagen, Mitte des Jahres 1848, daß er einmal an Schoen schrieb:

„Einen seltenen Genuß habe ich jüngst gehabt durch die lieblichste Theatererscheinung, die ich je gesehen. Marie Hausmann aus Frankfurt gastierte auf unserer Bühne. Leider hörte ich erst spät von ihrem Hiersein und ihrem Talent und konnte sie nur mehr zweimal bewundern, als Käthchen von Heilbronn und als Marianne in den Geschwistern. Sie ist achtzehnjährig; ein Mädchen, auf deren Stirn und Wangen noch nichts abgeprägt erscheint von der Koketterie und Abgenutztheit einer Schauspielerin. Sie ist natürlich, hold und anmutig und machte mir den tiefsten Eindruck, nicht bloß durch den Reiz ihrer Erscheinung, sondern durch das Dahinterliegende, durch die Idee, welche hindurchschimmert. Ach, wie lange wird sie solchen Duft sich zu wahren wissen auf ihrer gefährlichen Bahn! Gern vermüßte ich die größere Routine. Es war rührend, wie sie so von innen heraus spielte, gleichsam in sich versunken, abgewandt von den abnutzenden Blicken des Publikums, in Geist und Herzen sich selbst zur Lust. Die Idee ihres Vorbildes, das sie so wonnig wiedergab, umstrahlte sie wie eine Heilige. Denn, daß ich's nur bekenne, ich halte es hoch, das Kleistsche Käthchen! Das Ritterzeug, natürlich, ist mir nichts; aber das süße, tiefempfundene Frauenbild ist mir viel.

Wundere dich nicht über diese theatralische Betrachtung. Dergleichen ist allerdings eine Rarität bei mir; aber ich konnte nicht anders. Sie scheint mir auf ewige Gesetze begründet, welche zu erforschen mein größter Genuß ist. Und ich kann nur wiederholen: Möge

dieser zarte Hesperidenapfel im Garten der Kunst lange leuchten, rein und unversehrt, wie heute.“

Wieder war mit diesen herzwarmen Worten der erste ideale Grundstein gelegt zu einem späteren Freundschaftsbündnisse, welches nur der Tod zerreißen konnte.

Im Ganzen schimmert zuweilen ein Etwas, wie Morgenrot, und klingt wie Aufatmen durch die Stimmungsblätter jener Zeit. Es ist, als ob der junge Mann von den Gedanken-  
gespenstern, den Runenrätseln seiner philosophischen Betrachtungen minder bedrängt, sich mehr den realen Gebilden der Welt zuwenden wollte, als ob des Dichterfreundes gutes Wort: „Neben dem Leben ist kein Leben — wo Arbeit ist und Liebe, schließen alle Abgründe sich zu“ nach und nach Platz greifen wollte. Zwar fehlte noch die eine der mächtigen Gewalten, es fehlte die Liebe. Aber die andere, die Arbeit, begann schon ihr altes Segensrecht geltend zu machen, obwohl Doß die seinige zum gar großen Teile als Fessel empfand, die ihn von da ablenkte, wo er bisher sein Heil gesucht hatte, und daher auch das Resultat seines Gesamtschaffens sich nicht so, wie er es erträumt hatte, in den Bau seiner Lebenszukunft einfügen ließ.

---

Im April und Mai 1849 sollte Doß ein langgehegtes heißes Verlangen sich erfüllen sehen. Wie von je die sehn-  
süchtige Menschheit auszog, um wundertätige Gnadenbilder aufzusuchen, so folgte auch er dem tiefen Drang, der ihn zu den lebendigen Quellen rief: dem Weisen von Frankfurt und dem Sänger von Muskau persönlich zu begegnen. Ein sechswöchentlicher Urlaub gewährte ihm die Möglichkeit, diese gewichtigen Ereignisse, indem er sie einer ausgedehnteren Rundfahrt einwob und diese gleichsam damit krönte, in Muße nach ihrer ganzen Bedeutsamkeit in sich aufzunehmen und zu erschöpfen.

Die freie Stadt am Maine war sein erstes Ziel. Die Sitzungen der Nationalversammlung gingen dort eben auf die Neige, so besuchte sie Doß so rührig als möglich. Die Maßregeln zur Durchführung der Reichsverfassung wurden

beraten. Er hörte Vogt, Simon, Trier, Schlössel, Raveaux, Heckscher, Welcker, Bassermann und andere. Jene hatten ihm den bedeutendsten Eindruck gemacht. Dennoch schien ihm die ganze Versammlung schön einer solchen im Schattenreiche ähnlich: „Wie Lemuren wankten die verschiedenen Größen darin umher und harrten des Schnippchens, welches ihnen kurz darauf der Hausherr zu Berlin, um Mitternacht, während alles schlief, schlagen sollte, indem er die Kaiserkrone in den Brunnen warf und die Gespenster aus ihrem peinlichen Schweben zwischen Ober- und Unterwelt erlöste.“

Am 17. April sandte er dem, um dessentwillen er eigentlich kam, ein Billet: „Ob dem Unterzeichneten, der mit Schopenhauers Schriften bekannt, gestattet sei, diesem seine persönliche Huldigung darzubringen?“ Augenblicklich erhielt er die Bewilligung.

Nachmittags stand der junge Mann an der Wohnungstüre des großen Philosophen in der Vorstadt Sachsenhausen, zu ebener Erde. In hochgespanntester Erwartung zog er die Klingel.

Da öffnete sich eine Türe, dieser gegenüber, und eine Dienerin trat mit der Meldung heraus: Der Herr Doktor schlafe zwar noch, indessen, es sei schon Zeit, ihn zu wecken; und sie pochte drüben leise an. Keine Antwort. Sie pochte wieder, kräftiger. Keine Antwort. Da wurde sie unruhig und befangen, pochte wieder und wieder, immer lauter, immer derber. Endlich ließ sich eine Stentorstimme von innen vernehmen, die in wütendem Tone: „Aufschließen, aufschließen!“ befahl. Die arme Person zitterte und rief durch die geschlossene Türe: „Sie könne nicht aufschließen, sie habe ihren Schlüssel drüben in der Wohnung vergessen; sie bäte den Herrn Doktor untertänig, den Schlüssel da und dort zu nehmen und selbst aufzuschließen“; aber der Herr Doktor hörte nicht. — „Er ist schwerhörig“, versicherte die Dienerin dem Wartenden; „wenn er aber zornig ist, wie jetzt, so will er auch gar nicht hören.“ Und er polterte weiter, in heftigem Ungestüm. Auch er wollte den unseligen Schlüssel nirgends finden. Da schickte sich

der künftige Apostel Johannes eben an, für diesmal zu gehen, die erste Begegnung mit dem Meister auf einen Moment versparend, da die Sterne günstiger stünden, als die Türe plötzlich von innen aufgerissen wurde, und der Heißeersehnte, Hochverehrte vor ihm stand.

Er war feuerrot im Gesichte, in atemloser Aufregung.

„Sie bringt mich noch um, sie bringt mich noch um mit ihrer Dummheit und Fahrlässigkeit“, herrschte er vor allem die verzagte Alte an — dann wandte er sich zu dem Ankömmling: „Seien Sie mir willkommen“, sagte er, „treten Sie ein! Es tut mir leid, daß sich unsere Bekanntschaft unter Blitz und Donner eines häuslichen Unwetters vollziehen mußte — aber immerhin, seien Sie mir herzlich willkommen!“

Der Angeredete hatte längst alles vergessen, was mit Äußerlichem zusammenhing. Der vor ihm stand galt ihm mehr als ein Mensch von Fleisch und Blut, der in enger Lebensschränke stehend sich auch einmal Hand und Fuß anstieß an der Unbequemlichkeit einer häuslichen Einrichtung — er war ihm das verkörperte Prinzip alles dessen, was ihm als höchstes geistiges Gut vor der Seele schwebte. Und in diesem Bereiche herrschte jener mit dem Absolutismus, mit der Erhabenheit des Genies, das den Kampf mit der Gewöhnlichkeit tief, tief unter sich gelassen hat.

Und jetzt, als sich allmählich die Blutwelle in dem Antlitz des Erzürnten legte, jetzt sah der junge Mann erst, wie der Feuergeist, der ihm aus den Werken des Philosophen entgegenleuchtete, auch aus seinen wunderbaren Augen sprühte.

Er war nicht schön; Verständnislose mochten ihn eher häßlich nennen. Aber überwältigend erschien er dem, der sich auf den Ausdruck innerer Schönheit verstand. Der konnte nicht lassen von seinem Anblick, konnte sich der Macht und Gewalt seiner hinreißenden Persönlichkeit nicht entziehen. Und wie er sprach! Wer ihn nie sprechen hörte, wird sich keinen Begriff davon machen können. Gut und lebendig sprachen ja manche; aber seine Rede war einzig, war das Leben selbst. Tiefsten Ernst und höchste Schön-

heit wußte er darein zu legen, und jeder Gegenstand, den er behandelte, erhielt neue Färbung, erhielt Wesen und Gehalt durch seine Anschauung und sein Wort. Da er nicht Weib und Kind hatte, noch Haus und Amt, so sprach er mit Vorliebe von abstrakten Dingen, aber nicht in abstrakten Phrasen. Wer überhaupt von Philosophie etwas wußte, dem mußten seine kristallklaren Darstellungen verständlich erscheinen. Seine Gesprächsweise machte den Eindruck der Antike: gewiß, so, wie Schopenhauer, hatten sie gesprochen, die weisen, redekundigen Alten. Ein seltenes Gedächtnis und die Gabe sich zu begeistern waren im höchsten Grade sein eigen. Kurz, sein mündliches Wort stand auf gleicher Höhe mit dem geschriebenen, und der Jünger, der ihm heute zum ersten Male nahte, war voll staunender Bewunderung.

Aber auch der Meister fühlte sich froh überrascht. Ihm war bald klar, daß er es hier nicht mit einem Neugierigen zu tun habe, wie ihn solche zuweilen in seiner stillen Klausur aufsuchten; auch nicht mit einem Halbgebildeten, den Zufall oder Langeweile an sein großes Werk geführt hatten; noch mit einem Müßigen, der, vor dem Ernste eingehender Spekulation zurückschreckend, auf halbem Wege stehen blieb; wohl aber erkannte er rasch, daß ein echter Jünger der Weisheit vor ihm stand, einer von jenen, zu welchen einst nicht vergeblich gesprochen worden: „Verlasse alles, was du hast, und folge mir nach.“

„Sie sind, trotz ihrer Jugend, kein Neuling in der Philosophie; Sie bringen mich ordentlich in Verlegenheit mit allem, was Sie von mir wissen wollen; so viel, wie Sie, hat noch keiner gefragt“, sagte Schopenhauer. Doch war er gern zu Antwort und Auskunft bereit.

Als Doß zum ersten Male schied, entließ er ihn mit den Worten: „Nun? Ich hoffe auf Wiedersehen morgen. Aber kommen Sie frühe, daß wir Zeit haben, Eines zu philosophieren!“

Das ließ sich der Glückliche nicht zweimal sagen. Anderen Morgens kam er, wie geheißen, und blieb ganze

acht Stunden in ununterbrochener Rede und Gegenrede mit dem verehrten Meister zusammen.

Sie aßen und spazierten miteinander. So ging es eine Woche hindurch. Unter allen möglichen Gesprächsstoffen kamen sie auch auf die Liebe. Der Philosoph ließ sie nicht als Göttliches, als Ewiges gelten. Das Weib war ihm nur Mittel zum Zweck; die Liebe eine flüchtige Lust, nichts weiter. Sie war das schmeichelnd trügerische Streben der Gattung zueinander, der starke Wille zum Leben, der das große Unglück der Existenzen fortsetze, trotz besserer Einsicht, und insofern war sie beklagenswert, und es ziemte dem Weisen, wie dem Heiligen, sie niederzukämpfen. Außerdem nannte er sich einen Todfeind der Ehe.

„Junger Freund“, sagte er, „heiraten Sie nicht! Nehmen Sie meine Warnung: heiraten Sie nicht! Lassen Sie die Wissenschaft ihre Geliebte und Gattin sein, Sie werden sich tausendmal besser dabei befinden. Unsere abendländische Ehe ist das Widersinnigste, was man sich denken kann! Wie unverhältnismäßig große Lasten und Pflichten legt sie dem Manne auf, für die ephemeren Freuden, die er eintauscht.“ Und als der junge Freund remonstrieren wollte: „Lassen Sie das“, fuhr er fort. „Ich kenne die Weiber. Einzig als Versorgungsanstalt erachten sie die Ehe. Da mein eigener Vater siech und elend an seinen Krankenstuhl gebannt war, wäre er verlassen gewesen, hätte nicht ein alter Diener sogenannte Liebespflicht an ihm erfüllt. Meine Frau Mutter gab Gesellschaften, während er in Einsamkeit verging, und amüsierte sich, während er bittere Qualen litt. Das ist Weiberliebe!“ Und als der junge Mann abermals einen Einwurf wagen wollte: „Und wenn wirklich geheiratet sein muß, so heiraten Sie, wofern Sie es nicht selbst sind, eine reiche Frau. Diese verstehen wenigstens besser zu wirtschaften, als andere, die den Wert des Geldes nicht kennen, weil sie es nie besessen haben. Eine reiche Frau bringt Ihnen wenigstens einen Vorteil gewiß ins Haus. — Und wählen Sie nicht selbst, in toller Leidenschaft, die stets verblendet. Ich habe solche Ehen fast immer unglücklich enden sehen.“

Lassen Sie andere, Wohlwollende für Sie wählen. Der objektive Blick trifft das Richtigste, und Vernunft ist eine weit bessere Brautwerberin als tolle Brunst. Nur ‚aus Liebe‘ heiraten und es nicht sehr bald bereuen müssen, ja heiraten überhaupt, heißt, mit verbundenen Augen in einen Sack greifen und hoffen, daß man einen Aal aus einem Haufen Schlangen herausfinde.“

Der Jünger horchte und horchte. Bei aller pessimistischen Anlage, in diesem Punkte fühlte er sich nicht überzeugt. Seine Theorie von der Liebe lautete anders. Ja, so wenig Eindruck hatte Schopenhauers Rede gegen die Weiber auf ihn gemacht, daß er in jenen Tagen seinen Idealbegriff von der edlen Weiblichkeit durch eine neue Verbindung neu zu festigen beschloß. Marie Hausmann, sein Kätchen-Urbild, wohnte in Frankfurt. Sie wollte er persönlich kennen lernen.

Zwar fast zaghaft machte er sich auf den Weg: ob wohl die Persönlichkeit im Tageslichte der Bezauberung vor den Lampen nicht weichen müsse?

Und sie wich nicht. Nicht entgeistert, sondern begeistert ging er von ihr. Alles Hohe und Göttliche, was ihm in Poesie und Erscheinung mit Weiblichkeit und Liebe zusammenhing, wob sich leuchtend um ihre reine Mädchenstirne.

Wie rasch entfloß die geflügelte Zeit! Zuweilen trat ihm die Versuchung nahe, alle übrigen Reisepläne aufzugeben und hier in Frankfurt zu bleiben. Es schien ihm Weisheit, auszunutzen, was das Schicksal nur wenigen, und diesen vielleicht nur einmal im Leben bot. Aber hatte er denn nicht noch ein ersehntes Ziel im Auge? Und durfte er hoffen, auch dieses ein zweites Mal ebenso sicher zu erreichen?

Eben jetzt erst, unterwegs, empfing Doß einen Brief von Leopold Schefer voll väterlicher Fürsorge, der unter anderem auch eine erneute Einladung brachte.

Mußte solches nicht locken?

Einer schönen Insel gleich, stieg jetzt das Bild Muskaus und seiner freundlichen Bewohner empor, und zwang die

Versuchung nieder, Frankfurt die erste und zugleich letzte Reisestation sein zu lassen. So riß sich der Jünger los, wenn auch schmerzlich bewegt. Die beglückende Erinnerung aber an jene erste Begegnung mit dem großen Philosophen, an die gleich lehrreichen und weihvollen Stunden jener Woche, erlosch nur mit seinem Leben.

Nach einer Exkursion über Mannheim, Worms und Mainz ging es am 29. April über Eisenach, Erfurt, Weimar, Halle und Wittenberg nach Berlin.

Die romantische Wartburg zog ihn unterwegs mächtig an. Er verträumte einen stimmungsvollen Nachmittag und Abend in ihren Mauern und unter dem Schatten ihrer frühlingsgrünen Bäume. Auch Erfurt mit dem herrlichen gotischen Dome gefiel ihm gut, und mit Andacht betrat, mit pietätvollem Gedenken durchwanderte er die Stadt an der Ilm, die Stadt einer glänzenden Vergangenheit und dunklen Gegenwart.

Dann kam Berlin. Das stolze prächtige Staatsschiff in der märkischen Sandwüste, mit den ehernen Feuerschlünden des damaligen perennierenden Belagerungszustandes, mit dem riesigen Häusermeer, welch gewaltigen Eindruck mußte es ihm machen!

Fünf Tage blieb er dort, in rastlosem Eifer alles besuchend und betrachtend, was die Metropole dem sinnigen Beschauer bietet. Dann erschien ihm der Rosengarten zu Charlottenburg, Potsdam mit seinen herrlichen Bäumen und den einsamen stillen Havelseen, und die lieblich blühende Terrasse von Sanssouci, sie alle erschienen ihm wie zaubergrüne Oasen, um sich darauf zu flüchten aus der Dürre Berlins, aus der schattenlosen Reihe seiner Paläste, aus dem betäubenden Gewirre seiner Gassen und Gäßlein.

Einen der mächtigsten Natureindrücke jener Tage gewährte ihm indessen ein später Abendgang durch die Stadt. Es war eine milde, silbertriefende Mondnacht, wie sie der Frühling zuweilen spendet, und er schlenderte beschaulich durch die schon meist in Ruhe und Schweigen gehüllten Straßen. Da schimmerte ihm, am Quai der dunklen Spree, beim Königlichen Schlosse und am Schiffbauerdamm, aus der

*Algen! Limb!*

ungewissen Tiefe des Wassers das magische Bild hängender Prachtbauten und zahlloser Lichter entgegen, und sinnend und träumend verlor er sich in die unterirdisch dämmernde Stadt, den wesen- und schmerzlosen Reflex jener Gehäuse dort oben, die so viel Trauer- und Unruhvolles in sich bergen mochten! Daran vor allem dachte er, vermöge seiner eigenen Natur und im Nachklingen der Lehre des großen Pessimisten, den er soeben gehört hatte. Wie manches stille Glück aber auch hinter jenen Mauern wohnen möge, deren geisterhaftes Bild auf dem Wasserspiegel zitterte, daran dachte er nicht. Dafür war er aber auf dem Wege nach Muskau, zu dem Herold des freudigen Optimismus.

Ja, er, dem er nun nahte, klagte nicht vom Elend der Welt. Er sang von der Seligkeit des Lebens, von der Menschwerdung der Liebe in Gestalt des Weibes. Auch er hatte einst ein Weib besessen; sie war schön gewesen wie eine Tochter Griechenlands und gut wie ein Engel des Himmels. Sie war ihm gestorben. Jetzt aber immer noch ihren Besitz nachzuempfinden, ihr nachzutruern, sie nachzulieben, auch im Tode noch, das war des alten Mannes Weihegenuß. Um kein Glück der Welt hätte er ihn getauscht. Vielleicht nicht einmal um der Verlorenen Leben selbst. Denn es war sein Wunsch gewesen, daß er sie bestatten möge, sie, die sanfte, weiche Seele, nicht sie ihn, im bitteren Leide vergehend. In ihrer Jugend hatten sie sich angehört in heißer, rückhaltloser Liebe. Und so groß, so göttlich schön war dieses Glück gewesen, daß keine Qual der Erde, und wäre sie noch so herb, die Erinnerung an jene selige Zeit ausgetilgt und ihn zu dem Geständnis vermocht hätte: Besser als leben, lieben und leiden sei: nicht geboren sein. Nein, nein! Leben, leben! Es gab einen Trost, eine Stärkung für alles: die seinige war nun der welttiefe Schmerz selbst, die weltalte Klage, die Tränen! Ins Heilige war ihm seine Liebe aufgegangen: das letzte Liebeswunder, das letzte Seelengeheimnis hatte sich ihm enthüllt, beim Tode der Geliebten selbst!

Solches betrachtend fuhr Doß von Berlin über Sorau nach Muskau.

Tag und Stunde seiner Ankunft hatte er dem Gastfreunde nicht bekannt gegeben, und so ließ er sich zuerst in einem Gasthofs in der Stadt nieder. Bald aber eilte er hinaus, wohin die Neugier des Herzens ihn zog. Und wie freundlich wurde er empfangen! Gleich einem Vater breitete der Greis mit einem herzlichen „Endlich, endlich!“ die Arme nach ihm aus, und vier liebliche Mädchen traten ihm im Frühlingsschmucke der Jugend und Anmut entgegen.

Das Wohnen im Gasthofs wurde sofort beanstandet. Zumal, als man hörte, daß der Ankömmling aus Berlin ein leichtes Unwohlsein mitgebracht habe, konnte von dem Verbleiben dort keine Rede sein, und das Gepäck war herbeigeschafft, ehe man sich's versah. So fühlte sich Doß, eine kurze Woche hindurch, trotz gesteigerten physischen Unbehagens, als der beglückte Sohn und Bruder und Freund dieser ursympathischen Familie. Es war ein Aufatmen und Ausruhen, ein seelisches Genesen und Genießen.

Aber nicht bloß in den innersten Kern der Familie, auch in die Werkstätte seines Schaffens und Gestaltens ließ damals der Meister den Schüler einen tiefen Blick tun. Alle seine Tagebücher, Hefte und Manuskripte breitete er vor ihm aus und sah es gern, wenn sich der Freund ganz in diesen Schätzen verlor, ob der Gabe den Geber beinahe vergessend. Aber auch umgekehrt gedieh Unterhaltung und Verständnis. In stundenlangen Exkursionen legte der junge Zweifler und Grübler dem greisen Denker sein Inneres bloß; keine Seite blieb unberührt, keine Falte unerschlossen. Es fehlte dem Horchenden nicht an Trost. Aus der Tiefe seines harmonischen Innern heraus, von den Höhen seiner hellenischen Bildung herab holte ihn Schefer für den jungen Freund. Sie schieden, einig in dem einen Punkte, wo sie es bei ihrer Begegnung schon waren: in dem Streben nach Idealem, in der hohen Achtung vor „der heiligen, der göttlichen Menschheit“. Daß des einen Wesenheit ihn hinzog mit ihr zu jubeln, und des andern mit ihr zu klagen — dabei blieb es. War es doch bei jedem Resultat innerster Überzeugung, die er mit der Gewalt einer bedeutenden Individualität festhielt. Beide Resultate zu vereinigen, war

ein optimistischer Wahn gewesen; aber kein Wahn ist es, anzunehmen, daß es von jeher zu den edelsten Genüssen hochgebildeter Menschen gehört hat, sich in Wort und Rede mit ihresgleichen zu messen.

Allzu rasch, wie in Frankfurt, verging die kurze Spanne Zeit in Muskau. Nachdem der Reisende von dem verehrten Gastfreunde und dessen holden Töchtern wehmütigen Abschied genommen hatte — obwohl er dem Gedanken nicht Raum gönnte, daß es ein solcher fürs Leben sei —, traf es sich, als komische Kehrseite, daß er mit einem Schneidermeister und einem Lumpensammler im Eilwagen nach Görlitz fuhr. Ersterer, der, wie er bekannte, einige Gläser Bittern zuviel im Leibe hatte, stritt mit dem andern die ganze Nacht hindurch über Politik. Auch diese beiden übten sich in der Kunst der Dialektik; aber sie führten derbe Waffen. Der Lumpensammler war der Erliegende. Umsonst hatte er den dritten, stummen Passagier angerufen, für ihn mitzufechten. Dieser hatte nicht Lust, sich an der Kontroverse zu beteiligen: seine Geister lagen noch in süßem Bann, an der friedvollen Stätte der Schönheit und der Liebe.

In Görlitz erquickten ihn ein strahlender Morgen und ein einsamer Spaziergang. Dann fuhr er nach Dresden, blieb mehrere Tage, war aber nicht fröhlich. Die Wehmut des Abschieds klang nach; auch trug hier alles noch die Spuren der Greuel, welche sich unlängst vollzogen hatten. Überall standen Brandstätten, fanden sich Kugeleindrücke; einzelne Wände waren wie Siebe zerschossen. Der Erker des Gasthofes, in welchem Doß wohnte, lag in Schutt und Trümmern; darunter hatte sich eine Barrikade befunden. Man zeigte ihm Häuser, aus deren Fenstern die Besatzung herausgeworfen worden war. „Bin ich denn wirklich in deutschen Vaterlande, und in Dresden, dem vielgepriesenen Kultursitze?“ so mußte er sich wiederholt fragen. Und nichts fand sich, um die traurigen Eindrücke auszugleichen. Theater und Galerien waren geschlossen. Doß mußte von Dresden scheiden, ohne der Sixtina und ihrem Götterkinde in die ewigen Augen geschaut zu haben!

Nur die Natur, die allzeit sich neu gestaltende, tat ihm wohl. Ein Ausflug nach dem Plauenschen Grunde, ein Sonnenuntergang auf der Brühlschen Terrasse, wärmten ihm das erkältete Herz. Mit Staunen betrachtete er sodann die Wunder der Sächsischen Schweiz, dieses seltsamen Würfelspieles, das sich die Natur, mit riesigen Steinblöcken, in der Einsamkeit ihres frühen Schaffens, wie zum Zeitvertreib, gegönnt hat. Und endlich kam Prag an die Reihe. Doß nannte es hochinteressante Tage, die er hier verlebte in der alten böhmischen Hauptstadt, obwohl die äußeren Verhältnisse auch gedrückt genug erschienen, und kurz vor seinem Eintreffen der Belagerungszustand über die Stadt verhängt worden war. Das düstere Volk der Tschechen mißfiel ihm sehr. Er sah den wilden Fanatismus, der die Hussitenkriege entzündet hatte, auf ihren Stirnen geschrieben; er hielt sie noch heute derselben blutigen Verblendung fähig. Es war die Oktave, in welche das Fest des heiligen Johannes Nepomuk fiel. Auf der Moldaubrücke und auf viel größeren Plätzen prangten Kapellen: Fetischartige Gebilde wurden darin verehrt. Männer und Frauen, jung und alt, hoch und niedrig lagen den ganzen Tag auf den Knien in und um diese improvisierten Andachtsstätten. Wenn es dunkelte, entzündeten sich tausende von Lichtern und farbigen Glaslämpchen, die ihren bunten Schein phantastisch über die Litaneien singenden Haufen warfen. Finsterblickende Priester und Mönche zogen in Prozession durch die Straßen; da und dort predigte einer im Freien. Wild und dumpf zugleich sahen sie alle aus. Der Hradschin mit seinen alten Gemäuern blickte ernst herüber; es war, als hüllte er sich gern in die schwarzen Schatten, die wie ein Mantel auf ihm lagen. Was hatte er nicht alles schon erschauen müssen, seit Königin Libussa vor mehr als tausend Jahren den Grundstein zu der Moldaustadt gelegt?!

Was in Böhmen Bedeutung hat, drängt sich in Prag zusammen. So gewährte der beschwerliche Weg über Tabor und Budweis nach Linz wenig Interessantes. Nur die Natur fängt wieder an erfreulich zu werden, je mehr man sich Linz nähert. Und als der junge Reisende jetzt von den

östlichen Höhen hernieder in das weite gesegnete Donautal fuhr, in welchem er die fröhliche Stadt liegen sah, dahinter das bezaubernde Panorama der Steyrer- und Salzkammerguts-Alpen, deren Firnen im Strahl der Abendsonne erglühten — da erglühte auch sein Herz in dankbarer Erinnerung an alles genossene Glück. Von München nach Frankfurt, über den Berliner Kreuzberg bis an die Steyrischen Alpen ist ein weiter Weg, und war es besonders noch in jener Zeit. Und ihm war nur Gutes auf der freudigen Fahrt geschehen!

Jetzt aber ging es nach Passau, der Mutter entgegen! Pfingsten, das holde Frühlingsfest, wollte er mit ihr feiern. Auch sie sollte ihren Anteil an den gewonnenen Eindrücken haben. Schade, daß ihr das ein für allemal fern blieb, was ihm als das Nächste erschien. Er hatte im ersten Anlauf seiner Erzählungsfreudigkeit versucht, ihr ein Bild dessen zu geben, was er als schönste Erinnerung von seiner Pilgerfahrt heimbrachte, das waren die festen geistigen Bande, die sich ihm geknüpft hatten. Umsonst. Seit der unmittelbare Einfluß des Sohnes infolge ihrer Trennung fehlte, seit Alter und Krankheit sie immer mehr in Fesseln schlugen, verengte sich der Geisteskreis der armen Frau, und sie hätte lieber gehört, daß ihr Erstgeborener auf der Moldaubrücke zu Prag vor rohen Götzen auf den Knien gelegen hätte, als daß sie seine Begeisterung wahrnehmen mußte, sprach er von den Gnadenbildern, denen er geopfert, die sie für Werkzeuge des Satans hielt.

Solches stimmte den Sohn traurig. Sie war das einzige Weib auf Erden, das er mit Liebe umfing, und so wenig konnte er mit ihr zu innerem Verständnis gelangen! Seine Gedanken flogen zurück nach Muskau und blieben noch gar manches Mal in der Folge in innigstem Gedenken auf dieser Oase haften!

Überhaupt hatte ihn die Reise geistig und körperlich dauernd erfrischt. Er hatte sich mit ihr manches von der Seele geschafft, was bisher beängstigend darauf gelegen. Pessimismus und Pantheismus waren ihm durch das lebensvolle Bild ihrer Träger selbst lebendig geworden. Und



*Adam Ludwig von Doss,*

ersterer sah, seit er sich regte und bewegte, minder schreckhaft aus, als da er nur bloß als steinerne Sphinx vor ihm lag. Schopenhauer, der Meister des Pessimismus, war ihm nun durch die hinreißende Macht seiner Persönlichkeit auch ein Versöhner mit dem düsteren Systeme selbst geworden. Aus dem Umgang mit dem Weltverneinenden war Kraft und Leben auf den verzagten Hörer niedergetaut. Der Gewaltige selbst hatte ihm die Schranke gewiesen, welche dem Menschengeniste für immer gesetzt bleibt. Er begnügte sich damit, und zwar nicht kopfhängend und unwillig, sondern stolz und froh, daß sein Geist und sein Wille bis an dies Äußerste gedungen waren. Und der Jünger sollte mehr begehren, mehr als er, den er mit den größten Genien aller Zeiten verglich? Auch er wollte sich bescheiden lernen.

Und Muskau! Glänzte ihm nicht von dorthen, als unvergängliche Erinnerung, die Gewißheit, daß ein Glück, wenn auch noch so selten, leibhaftig auf Erden wohne! Jenes Glück, das nicht in Art und Fülle äußerlicher Güter, sondern in der Harmonie des Individuums bestand, und somit dem Wandel aller Dinge kaum unterworfen war? Gewiß, und ohne daß er sich's vornahm — denn alles wuchs bei ihm naturnotwendig aus der Tiefe seines Innern —, senkten obige Wahrnehmungen die Wurzeln seines Wesens fester ins reale Leben.

Und auch dieses ergoß sich als wohltuender Sonnenschein über seine Existenz: die hohe Anerkennung, die seinem Wissen und Streben von beiden verehrten Männern gezollt worden war. Wie wenig auch ehrgeizig im gewöhnlichen Sinne, die Ehre, von diesen beiden ausgezeichnet zu sein, fühlte er doch wie allohnende Genugtuung. Es schien ihm ein erreichtes Ziel.

So waren es in jeder Hinsicht günstige Sterne, unter welchen im Laufe des Jahres 1849 neue und alte Fäden an- und weitergesponnen wurden. Doß gab sich mit einem heiteren Frohmute mancherlei Verkehre hin. Zwei Persönlichkeiten, denen er damals innig nahe trat, verdienen hier besondere Erwähnung.

Die erste war Marie Hausmann, welche bald nach seiner Heimkehr an die Münchener Bühne verpflanzt wurde und dort fortan dauernd heimisch blieb. Doß war ein fleißiger Besucher ihres Hauses. Vater und Mutter, ein paar kleine Geschwister und das volle Behagen eines schönen Familienlebens umgaben die Reizende, in deren persönlichem Verkehr kein störender Mißton je daran erinnerte, daß die Komödie der bretternen Welt auch in die reale von ihr herübergezogen ward. Je näher er sie kennen lernte, desto höher stieg sie ihm. Sie war feingebildet und hatte aus einer ganz andersartigen Lebensbestimmung heraus einem übermächtigen Rufe Folge gegeben. Nur mit sichtlicher Begeisterung konnte Doß von ihr sprechen, die er übrigens auch nicht nur mündlich von sich gab. Eine Münchener Zeitung brachte nicht selten Kritiken über das Schauspiel, die sich wie schöne Rahmen um die Besprechung der einen, der weiblichen Hauptrolle fügten: Doß war der Autor der dreibesternten Artikel.<sup>3</sup>

Ungleich wichtiger noch war eine andere Freundschaft, deren Beginn in diese Epoche fällt. Leopold Schefer hatte Doß einen Geleitsbrief an seinen bedeutendsten Freund mitgegeben, der damals eben in München wohnte: es war David Friedrich Strauß, der „Leben-Jesu-Strauß“, wie der Volksmund ihn nannte, teils in Anerkennung, teils in Wut und Verachtung über seine philosophisch-kritische Mission.

Doß lernte in Strauß einen tiefernsten, fast scheuen und weit über seine Jahre hinaus gealterten Mann kennen, der, schier wie ein Geächteter ob seiner kühnen Geistestat, zudem von einer Ehetragödie schwer mitgenommen, in dem großen München lebte wie ein Eremit. Es war schwierig, zu ihm zu gelangen, ohne besondere Empfehlung unmöglich. Jede Annäherung von Fremden wies der Gelehrte ausnahmslos zurück. Ein einziger Freund stand ihm in jener Zeit zur Seite: das war Dr. Neumann, Professor der chinesischen Sprache, in München.

---

<sup>3</sup> Hier endet der Bericht der Witwe und beginnt der Schluß des Herausgebers.

Sicher hatte ihm zuerst auch weit mehr Mißtrauen als Vertrauen den Sinn erfüllt, als er mit dem jungen Schützlinge Schefers in Verbindung trat. Indessen, das änderte sich bald. Kein Argwohn hielt Stich vor der Reinheit der Bestrebungen und den idealen Absichten, womit sich ihm der Unbekannte näherte. Bald wurde er ihm lieb.

„Meine persönlichen Beziehungen zu Dr. Strauß“, schreibt Doß an Schoen im Dezember 1849, „bringen mir gleich viel Nutzen wie Genuß. Sie beruhigen mich neuerdings über mein, im Vergleich mit Alters- und Berufsgenossen, so heterogenes Streben. Mit Männern wie Strauß in unmittelbare geistige Berührung zu treten, ist ein so unbeschreibliches Glück, daß es sich wohl lohnte, zum eigenen Schaden andererseits, über Akten und Kodizes hinweg geblickt zu haben.“

Allerdings kostete dieser Umgang ihn wieder manche Stunde, welche er sodann in anderer Weise durch verlängerte Bureauzeit und Nachtstudien einbringen mußte. Ja, noch nach anderer Seite schien der Verkehr mit Strauß nicht unbedenklich: der vorgesetzte Herr Minister hatte, als er vernommen, wer der von Doß unzertrennliche ältere Herr sei, ein ganz ominöses, von Kopfschütteln begleitetes: „So, so!, hm, hm, hm!“ von sich gegeben; vorsorgliche, karrierebeflissene Freunde warnten Doß und rieten ihm, den Umgang abubrechen oder mindestens den Freund in der Öffentlichkeit zu verleugnen — eine Zumutung, die Doß, als eine Feigheit, voll Entrüstung von sich wies, „zumal jene achselzuckende Exzellenz nicht wert sei, seinem Freunde die Schuhriemen aufzulösen“.

Aber er hatte recht. Jene Stunden waren nicht verloren, sie gediehen ihm zum Heil. Denn ein Element machte sich bald geltend in Unterhaltung und Verbindung zwischen beiden, das von Doß bisher am stiefmütterlichsten bedacht war: die Kunst. Der Gelehrte suchte und fand in ihr hohe Erhebung. Und nicht, daß es dem jüngeren Freunde an Geschmack und Verständnis für sie gefehlt hätte, aber sie erschien ihm wie eine Art Luxus im mühevollen Tag-

werk des Lebens. Dieses selbst zu ergründen hielt er wohl für die schwierigere, aber auch wichtigere Aufgabe.

Strauß war der Kunst ergeben mit allen Herzensfasern seiner vereinsamten Existenz und freute sich, die milde Versöhnerin des Ideales mit der Wirklichkeit auch dem empfänglichen Genossen nahe zu bringen. Sie gingen oft zusammen in die Pinakothek und Glyptothek, und immer waren es weihe- und genußvolle Stunden.

Auch in der Liebe zur Musik begegneten sich die Freunde. Strauß nannte sich den begeistertsten Anhänger Beethovens. Im Konzertsaal, bei den Klängen einer seiner Symphonien, versank er förmlich in sich selbst. Auf seinem stillen Antlitz lagerte sich der Abglanz weltentrückter Verklärung. Dagegen draußen, in der Pinakothek, leuchteten die Züge des ernstesten Mannes selig auf beim Anschauen seiner Lieblingsbilder! Dann sah man, daß er nicht alt war und konnte die Zahl seiner besten Mannesjahre richtig schätzen. Dort und in der Glyptothek fühlte er sich zu Hause; Götter- und Menschengestalten wurden ihm lebendig; ihm schien, er könne Schmerz und Freude mit ihnen teilen.

Ein merkwürdiger Zufall war es, der Doß an den drei großen Denkern, die er hoch verehrte, das Weib und dessen Stellung zum Manne in grundverschiedenen Beleuchtungen sehen ließ. Schopenhauer verachtete dasselbe in seinem ganzen Geschlechte. Es galt ihm in keiner Weise als ebenbürtige Gefährtin des Mannes. Mußte er seine Existenz als ein Notwendiges in der Welt erkennen, so geschah das nur als notwendiges Übel, dem man am besten aus dem Wege ging.

Schefer sah im Weibe die menschliche Verkörperung des göttlichen Prinzips. Ihm war durch ein Weib höchste Seligkeit geworden; so blieb er von Andacht für das ganze Geschlecht erfüllt. Engel schienen sie ihm alle und die Erde ein Paradies, durch sie.

Strauß hatte geliebt mit der ganzen Inbrunst seiner sinnlich und geistig mächtigen Natur, glühend hatte er geliebt. Er war dem Weibe, das er begehrte, der berühmten

Sängerin Agnese Schebest, nachgezogen von der Donau an die Spree, von der Isar an die Seine, er wäre ihr nachgezogen bis an das Ende der Welt. Mehr konnte selbst „Hafis“ nicht tun. Jetzt aber haßte er sie mit jenem verzehrenden Gefühl, das selbst ihren Namen auf seinen Lippen ersterben ließ — wer weiß, ob der Skeptiker am Maine je ein Weib so bitter gehaßt hat, als Strauß die Mutter seiner Kinder!

Alle drei groß im Geiste, jeder in seiner Art, und so verschieden ihr Liebeslos? Wie oft solches Doß bedachte und erwog, das Fazit: 2 zu 1 mußte ihn pessimistisch stimmen; indessen — dem Pessimismus der Liebe verschloß er beharrlich sein Herz.<sup>4</sup>

Der Lohn seines Glaubens sollte ihm nicht vorenthalten werden. Am 28. Februar 1850 durfte er sich mit seiner blühenden, in Jugendfrische förmlich erstrahlenden Hausgenossin Anna Wepfer verloben, mit der er sich dann am 22. November 1853 fürs Leben verband. Am 2. März letzteren Jahres schrieb er hierüber an Leopold Schefer:

„Ich habe meine Blicke auf ein Mädchen gerichtet, welches das Schicksal launig und ernsthaft mir zur Lebensgefährtin bestimmt zu haben scheint, dem mein Bruder als kleiner Knabe die Taufkerze hielt und scherzhaft schon in der Wiege angelobt wurde, dessen Stelle aber nun ich einnehmen werde, nachdem er längst von des Lebens Ernst so erfaßt worden ist, daß er ihm nur im ehelos geistlichen Stande Genüge leisten zu können glaubte. Doch ich, obgleich nicht minder, vielleicht noch weit mehr von des Lebens Mai- und Novemberfrösten durchschauert, wollte und will es doch nicht aufgeben, alle Jahreszeiten durchzumachen, und tief überzeugt von dem Spruche: ‚Grau, Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum‘, habe ich zuletzt dem, während einer gewissen, in strenger innerer Sammlung und Kasteiung zugebrachten Lebens epoche entstandenen Projekt, auch fernerhin einzig dem Nachdenken über das Leben zu leben, entsagt und meinem Herzen einen

---

<sup>4</sup> Das gleiche wird sogar von seinem Äußeren berichtet, von dem es heißt: „Milder Ernst verklärte sein Wesen. Dunkel im Kolorit, mit dichtem, dunklem Haar und ebensolchen Augen, sah er südlich aus: ‚Doß, wie siehst du heute wieder so spanisch aus‘, pflegten die Freunde zuweilen zu sagen. Seine wunderbar schönen, tiefen Augen, von lichtem Braun, blickten sanft, als könnten sie niemals in auflodernder Leidenschaft Funken sprühen, als wären sie nur dazu da, in Güte, Mitleid und Versöhnung zu erglänzen.“

unbeschreiblich holden Liebesfrühling und allen Anzeichen nach eine sommerlich warme und süße Herbstfrüchte zeitigende Ehestandssonne aufgehen lassen.“

Daß diese Anzeichen nicht trogen, lehren die Briefe der nächsten Jahre an Schopenhauer. Kopfschüttelnd, dann staunend, allmählich aber immer mehr überzeugt und voll ehrlicher Teilnahme, mußte der im Punkte des Ewigweiblichen bisher so unheilbar Ungläubige es an seinem treuesten Jünger erleben, daß doch auch Ausnahmemenschen, dank „Weibes Wonne und Wert“, einmal das große Los in der Ehe ziehen können. Die beiden Ehegatten ergänzten sich wunderbar: die um so viel jüngere Frau besaß bei aller heiteren Lebensfreude doch zugleich die nötige Tiefe, um einem Manne von Doßens Art vollstes Verständnis entgegenzubringen, und die nötige Tapferkeit, wie auch die nötigen Körperkräfte, um in den nur zu bald hereinbrechenden Leidenszeiten sein Lebensschiff durch alle Stürme und Klippen zu steuern. Durch nichts hat sie wohl ihre unbedingte Zusammengehörigkeit, die ganze Fülle ihrer Hingebung sprechender bekundet, als dadurch, daß und wie sie an seinen Studien teilnahm, die ihm ja auch in der Ehe immer an erster Stelle blieben. Sie selbst berichtet darüber:

„Man kann wohl behaupten: alles, was ihm im Leben entgegentrat, sei es in realer Gestalt oder in Lektüre, hatte eigentlich nur Wert für ihn, sofern es sich auf seine philosophischen Studien und Ideen beziehen ließ. Selbst Kunst und Poesie waren ihm nur Mittel zum Zweck. Mit wunderbarer Feinheit wußte er überall die Fäden herauszufinden, womit er das einzelne zum Ganzen, zu seinem Ganzen, verknüpfen konnte. In einem gesunden Körper und bei größrer Muße — Welch' ein Evangelist wäre dem Meister aus dem stillen Jünger Johannes erwachsen, bei diesem Verständnis, dieser Liebe zur Sache! Aber der Zwiespalt zwischen Wollen und Können hat jedenfalls viel dazu beigetragen, den zarten Körper so zeitig aufzureiben. Und dann wieder empfand er nicht selten den starken metaphysischen Drang und dessen Befriedigung wie eine Art Raub an seiner Berufstätigkeit, die bei seiner großen Gewissenhaftigkeit auch nicht Schaden leiden durfte und nie litt.“

Und an anderer Stelle:

„In seinem Charakter lag etwas Spanisches<sup>4</sup>, ein Ehrgefühl, das bis zum Krankhaften ausarten konnte. So gereichte es ihm förmlich zur

Verbitterung seiner Existenz, daß er nicht in der Lage war, auf sein Pensionsgehalt verzichten zu können. Der Gedanke, daß vielleicht einer der Kollegen oder Vorgesetzten die Vorstellung haben könnte, daß er noch hätte aushalten können im Amte, während ihnen allen die völlige Unmöglichkeit klar war, marterte ihn stets aufs neue. Ich glaube sogar, daß in dieser Empfindung ein weiterer Hinderungsgrund zu suchen ist, weshalb er niemals schriftstellerisch in die Öffentlichkeit getreten wäre, wenigstens in den letzten zehn Lebensjahren nicht mehr.“

Ausdrücklich ist im übrigen bezeugt, daß Doß bei den Vorgesetzten immer aufs beste angeschrieben war und auch mit den Amtsgenossen, ob auch innerlich himmelweit von ihnen verschieden, äußerlich vortrefflich stand, davon dann wieder mancher in scheuer Verehrung zu ihm emporblickte, ahnend, daß da einer unter ihnen weilte, dessen Geistesanlage weit über den eigenen Horizont hinausgehe. Zu dieser Ahnung mag auch das Außergewöhnliche in Physiognomie und Erscheinung — die Gestalt schlank und geschmeidig, kleine, aristokratisch feine Hände, die Stimme tief, die Rede ernst und maßvoll, Haltung und Kleidung stets gewählt — nicht wenig beigetragen haben.

Im Jahre 1864 mußte Doß — als Bezirksgerichtsrat — aus gesundheitlichen Gründen den Staatsdienst verlassen. Von je zarten Körpers, hatte er namentlich eine große Empfindlichkeit der Halsschleimhäute von der Mutter geerbt. Infolge eines langwierigen Keuchhustens, der ihn im Jahre 1862 befiel, bildete sich ein schweres Lungenemphysem aus, das peinliche Atemnot im Gefolge hatte. Vergebens suchte er in den verschiedensten Bädern Heilung oder doch Linderung seiner Leiden. Unendlich viel wert war es ihm, daß er die zehn letzten Sommer seines Lebens im bayrischen Hochlande — in Partenkirchen — verbrachte. Der Kunst, die ihm sonst wohl auch in allen ihren Zweigen reiche Labung gebracht hatte, durch seinen Gesundheitszustand mehr und mehr ferngehalten, klammerte er sich um so mehr an die Natur, deren Freuden ihm unerschöpflich schienen. Er konnte sich nicht sattsehen an den herrlichen Linien, in denen die stolzen Felsberge über dem grünenden Tale gipfelten.

Im September 1872 nahm er zum letzten Male Abschied

von dieser seiner Welt. Als letzte tödliche Krankheit trat gegen Ende Winters eine rasch verlaufende Wassersucht auf, welche am 13. März 1873 dem erst 53jährigen das Ende brachte. Nach dem Schweren, das sie durchlebte, konnten die Witwe und die Tochter, die dem Doßschen Paare 1854 zu seiner Freude geschenkt worden, dies Ende nur als eine Erlösung betrachten.

Es bleibt uns nur noch, der wenigen Ereignisse und Erlebnisse zu gedenken, welche für Doß in seiner späteren Lebenszeit tiefere Bedeutung gewinnen sollten.

In die fünfziger Jahre fällt die Begründung eines neuen Freundschaftsverhältnisses mit einem hervorragenden Zeitgenossen, der aber diesmal nicht wieder, wie die drei zuvor ihm Nahegetretenen, ihm an Alter bedeutend überlegen, sondern der weit jüngere war. Auch darin unterschied sich dieser Bund mit Felix Dahn von den früheren, daß die beiden Männer, grundverschieden wie sie überhaupt waren, so insbesondere sich in den Kernfragen ihres Sinnens und Denkens fernstanden, und an eine Einigung nicht zu denken war. Wenn sie dennoch von höchster Achtung und Zuneigung für einander erfüllt blieben, so ist dies ein schönes Zeugnis dafür, daß Hochsinn und Edelsinn unter allen Umständen verbinden, wie uns Dahns eigener Bericht bestätigen möge:

„Es war im Jahre 1851 — mit sechzehn Jahren hatte ich im Vorjahr die Hochschule München bezogen —, als ich in dem Hause der königlich bayerischen Hofschauspielerin Fräulein Marie Hausmann die Bekanntschaft eines Mannes machte, der einer meiner treuesten, verehrtesten älteren Freunde werden sollte. Es war die hohe Reinheit, der Adel der Kunst und der Seele in jenem Mädchen, was den sonst so zurückhaltenden, ja scheuen Mann bewogen hatte, sich der in jedem Betracht außergewöhnlichen Schauspielerin zu nähern; da dieselbe in dem folgenden Jahre meine Stiefmutter ward, und Doß, der ungefähr gleichzeitig seine jugendliche Braut heimführte, mit seiner Frau in dem Hause meines Vaters viel verkehrte, so ergab es sich von selbst, daß auch ich, als ich im Jahre 1853 von der Hochschule Berlin nach München zurückkehrte, in vertrauten Umgang mit dem Dossischen Ehepaar trat. Gleich von Anbeginn unserer Beziehungen wandte der so viel reifere Mann mir ‚kindjungem‘ Studentlein ein Wohlgefallen, eine gütige Teilnahme an meinem ganzen Wesen, Forschen und Streben zu, deren Wert

ich erst später völlig würdigen lernte, nachdem ich den gewaltigen Abstand richtig zu messen vermochte, welcher den fertigen, in sich abgeschlossenen Geist über den noch vielfach Ringenden erhebt. Das Band, welches uns geistig verknüpfte, war die Philosophie. Zwar auch meiner Dichtung brachte der Freund eine Empfänglichkeit, eine Wärme der Beurteilung, eine Feinheit eindringendsten Verständnisses entgegen, deren ich nur mit tiefer, dankbarer Rührung gedenken kann. Allein das Schwergewicht seiner Gedanken lag auf dem Boden der Weltweisheit: ihr, nicht der Rechtswissenschaft oder gar der Rechtspflege, galt die Vorliebe seines Geistes; für Geschichte hatte er weniger Sinn. Nun hatte ich schon auf dem Gymnasium nicht nur Platon und vieles auch in Aristoteles und Spinoza gelesen und Geschichte der Philosophie studiert; sobald ich die Hochschule bezogen, ward ich ein eifriger Schüler Karls von Prantl, der auf meine ganze Weltanschauung wie kein anderer Einfluß geübt hat: so gewaltig ergriff mich der Bann ‚des Suchens nach dem Absoluten‘, daß ich lange schwankte, ob ich nicht statt der Rechtswissenschaft der Philosophie mich ausschließlich widmen solle. Nachdem ich alle Vorlesungen Prantls, in Berlin Trendelenburg und Werder gehört und bereits die eigene Vorlesung über Geschichte und System der Rechtsphilosophie — eine der frühesten, welche ich als Privatdozent zu München hielt — vorzubereiten begonnen hatte, mochte ich dem Freunde nicht mehr unwürdig erscheinen, in sein Heiligtum, die Lehre Schopenhauers, eingeführt zu werden. Er machte mich mit Meister Arthurs Schriften bekannt, teilte mir dessen Briefe mit, und gar oft holte er mich zu weiten, viele Stunden füllenden Spaziergängen ab, auf welchen er ausschließlich die Gedanken Schopenhauers zu erörtern pflegte; doch auch von Leopold Schefer sprach er viel und gern. Diese unermüdliche Unterweisung verdient um so mehr ehrerbietigste Anerkennung, da es mir unmöglich geblieben ist, Schopenhauers Schüler zu werden. Bei aller Bewunderung der glänzenden Begabung des Weltweisen von Frankfurt mußte ich doch gegen seine Methode, gegen seine Voraussetzungen, folgeweise gegen seine Ergebnisse — zumal auf dem Boden der Sitten und der Rechtsphilosophie — entschieden Verwahrung einlegen, wie ich denn auch nicht leugnen kann, daß auch in der Eigenart und dem Leben des Mannes keineswegs alles mich anzog. Da ist es nun doch geradezu rührend, daß der ältere Freund mit so unerschöpflicher Geduld seine Heilsbotschaft immer wieder dem Jüngling verkündete, welchem der Glaube so völlig fehlte. Gerade der Pessimismus lag dem verehrten Mann besonders nah am Herzen, und gerade dem Pessimismus und der Verherrlichung der Willensertötung, der Lobpreisung von Nirwana widerstrebte in mir bewußt und unbewußt ein Etwas, das wohl am treffendsten germanische Heldenschaft genannt wird. Tragisch, heroisch ist meine Weltanschauung, aber nicht pessimistisch: tragisch, weil sie recht gut weiß, daß das Glück der Menschen nicht im entferntesten Zweck des Alls ist — jeder Gang über ein Schlachtfeld oder durch ein Krankenhaus lehrt das —, und daß eine aus-

gleichende Gerechtigkeit im ‚Jenseits‘ ebensowenig wie im Diesseits zu suchen ist; heroisch, weil sie lehrt, entsagend das einzelne dem Allgemeinen zu opfern. Aber nicht pessimistisch: denn sie zieht aus jenen Sätzen nicht den Schluß: ‚Drum besser wär’s, daß nichts bestünde.‘ Für unseren lieben Toten nun, für sein Haus und seine Freunde wär’ es besser gewesen, er wäre auch kein Pessimist gewesen: denn sehr, sehr viel Trauriges floß aus dieser Quelle für ihn und für sie. Fichte sagt: ‚Was einer für ein Philosoph ist, hängt davon ab, was einer für ein Mensch ist.‘ In Doß aber lag von Anfang ein krankhafter Zug zur Schwermut, welcher in seinem letzten Grunde wohl in jener körperlichen Veranlagung wurzelte, welche so früh zu wirklicher Krankheit sich ausbildete.

Wahrlich ein Held, ein Kämpfer, ein Dulder, ein Martyr war dieser edle Mann! Von seinen keineswegs glänzenden Einnahmen verwandte der völlig Bedürfnislose einen sehr erheblichen Teil auf Vervollständigung seiner philosophischen Bücherei. Wenn er von der ihn wenig erfreuenden Bureauarbeit — acht bis zehn Stunden im Tage — nach Hause kam, fand er nicht, wie fast alle seiner Amtsgenossen, seine Erholung im Wirtshaus oder im Theater oder beim Spiel oder auch in heiterer Geselligkeit — sein wahres Ausruhen lag in neuer angespanntester Geistesarbeit, in dem Durchforschen der schwierigsten philosophischen Werke. Eine wahre Askese war seine Lebensweise. Dabei trug er in der Brust das wärmste, innigste, treueste Empfinden für die Seinen, für die Freunde: tatbereite, tatbewährte Freundschaft ist sein hoher Ruhm. Niemals werde ich vergessen, wie in den schwersten Kämpfen meines Lebens — er, der bereits schwerkranke, dem Tod unrettbar verfallene Mann, mir hilfreich zur Seite stand. Er war eine ‚anima candida‘ im höchsten Sinne, eine durch und durch edle, allem Gemeinen entrückte Natur. Ehre seinem Gedächtnis!

Breslau, Pfingsten 1888.“

---

Im Jahre 1857 war es Doß noch einmal vergönnt, bei einem Besuch in Frankfurt, wie einstens, mit seinem dortigen Lehrmeister reichen persönlichen Austausch zu pflegen. Drei Jahre darauf verließ Schopenhauer diese Welt, und damit war seinem Jünger eine der Kronen seines Lebens, vielleicht darf man sagen die Krone, genommen. Sein heißer Wunsch, dem geliebten Meister ein Denkmal in Buchform zu setzen, hat nicht in Erfüllung gehen sollen. Angesichts der Tatsache aber, daß dies später von mehr als einer anderen Seite geschehen, während ein Jünger wie Doß jenem nie wieder erstanden ist, darf man wohl

kühnlich sagen, daß das Leben, das dieser gelebt und vorgelebt hat, ein weitaus schöneres Denkmal bildet, als auf rein literarischem Wege je hätte erwachsen können. Als ein Zeichen, wie nahe er dem Verblichenen gestanden, übersandte ihm der Testamentsvollstrecker außer einer Haarlocke die Briefftasche, die dieser täglich bei sich geführt hatte.

Im Frühjahr 1862 verloren die Brüder die Mutter. Im Nachlaß Doßens fand sich eine Skizze des ergreifenden Briefes, den der ältere aus diesem Anlaß an den jüngeren schrieb, und der mit den Worten schloß:

„Mit den Worten Jean Pauls:

„Mein Ernst ist das überirdische bedeckte Reich, das Reich der Gottheit, der Unsterblichkeit und der Kraft. Ohne dies gibt es in der Lebensöde nur Seufzer und Tod. Mein ganzes Leben zog darauf zu; nie ließ ich es, und noch hält es mich‘,

welche mich, als ich sie im Herbst 1847 in der Studierstube des großen Dichterphilosophen zu Bayreuth unter seinem Bildnis zum ersten Male las, mächtig ergriffen und sich meinem Gedächtnis tief einprägten, drücke ich Dir, in nicht hoffnungsloser Trauer um die Mutter, brüderlich die Hand, und verbleibe mit womöglich noch innigerer Liebe

Dein alter A d a m.“

So schien es, als hätten beide, über alles Trennende der Lebensläufe hinweg, im tiefinnersten Grunde ihres Seins einander doch nie ganz verloren. Und dennoch ward das harte Gebot der Trennung immer wieder, immer grausamer bis zur letzten Stunde, und am grausamsten eben in dieser, über sie ausgesprochen. Im Jahre 1873 sahen sie sich zum letzten Male. Adolph, als Jesuit aus dem Reiche verbannt, war inkognito in München, aber nicht bei dem Bruder. So schmerzlich es diesem wurde, hatte er ihm die Aufnahme bei sich verweigert. Ehe er schied, beschwor er die Schwägerin, wenn des Bruders letzte Stunde heranrückte, ihn nicht scheiden zu lassen ohne die Frage, ob er nicht geistlichen Zuspruch wünsche, und band ihr auf die Seele, ihm die Rückkehr zum ewigen Heile nahezulegen. Sie versprach, ihn zu benachrichtigen, und hat auch Wort gehalten; ja, als dann, vom Bruder gesandt, ein anderer un-

erkannt in München lebender Jesuitenpater den Sterbenden besuchen wollte, sogar Fürbitte für ihn eingelegt mit den Worten: „Es schickt ihn wohl der Bruder: Du weißt, es wäre ihm ein Trost — nicht auch vielleicht Dir selbst? Laß ihn einmal herein!“ Da wandte er sich erstaunt nach ihr: „Wie, Du könntest solches von mir glauben? Hätte ich darum mein ganzes Leben nach Wahrheit und Freiheit des Gedankens gerungen, um in der letzten Stunde abtrünnig zu werden? Nie! Ich will sterben, wie ich gelebt habe, meiner Überzeugung getreu. Geh' und sage ihnen das!“ Sie ging und tat, wie er sie geheißten. Der Pater kam nicht wieder.

Erst dreizehn Jahre später, im August 1886, hat Adolph von Doß in Rom die Augen geschlossen. Auch er hatte furchtbar leiden müssen, das römische Klima war Gift für ihn, aber der Gedanke, im Schatten von Sankt Peter auszuruhen, tröstete und erhob ihn über alles. In dem Nachrufe, den ihm die Schwägerin — gegen den Herausgeber — gewidmet, ist der Grundton der der höchsten Bewunderung für eine geniale Begabung von höchster Vielseitigkeit, für eine Heiterkeit des Gemütes, welche kein irdischer Kampf zerstören konnte, für eine heroische, sieggekrönte Tapferkeit im Ertragen seiner Leiden. Den Gipfel seines Wesens aber erkennt sie mit Recht in der auch ihm, ganz wie dem Bruder, eignenden Wahrhaftigkeit, die jeden Selbstbetrug ausgeschlossen habe. Und so kommen ihr unwillkürlich, im Hinblick auf diese beiden Menschenlose, die Worte aus Nathans Parabel in den Sinn: „Welches ist der echte Ring?!“, und sie bekennt: „Jedenfalls war er der tausendmal Glücklichere als mein armer Mann.“

Aber Glück ist nicht die Bestimmung des Menschen, und gar ein Glück wie das des Glaubenspredigers kann dieser sich nicht geben, es ist ihm eingeboren. Wir betreten die Welt, vorher bestimmt zum Glauben oder zum eigenen Denken. Keine Vergewaltigung unseres Selbst kann den holden Wahn erzeugen, der den Gläubigen in seinen Himmel führt. Alles, was der redliche Denker für sein Seelenheil tun kann, ist, daß er sich unbeirrbar an das

Göttliche hält, das doch auch sein Leben leitet, daß er der Wahrheit die Treue hält. Das hat Doß getan, wie nur je einer, und dabei ein Ethos über sein ganzes Tun ausgegossen, eine Menschenliebe und Menschenfreundlichkeit im Geiste der Lehre seines Meisters geübt, daß man, nachdem er vollendet, doch auch ihn wohl einen Sieger nennen durfte. Wie ja denn auch, nach dem Zeugnis der Gefährtin seiner letzten Stunden, der Tod völlig ruhig und kampfflos bei ihm eintrat — „es war ein kaum bemerklicher Übergang vom Morphiumschlaf zum ewigen gewesen“. Wohl war nach dem Übermaß der Leiden, das ihr im Miterleben auferlegt worden, die erste Regung der Verlassenen ein Aufatmen ob der heißersehnten Erlösung aus unwürdigen Ketten und Banden, in welche die stiefmütterliche Natur diesen edlen reinen Geist gebannt hatte. Aber als sie später in ruhigeren Stunden der Sammlung das Fazit aus diesem ihr so teuren Leben zog, da durfte gerade sie als Grab-spruch das Wort daruntersetzen, das nun als Losung von uns weitergegeben werden möge:

Segen seinem Andenken!

---

---